

*Geschichten  
und Gedichte  
aus der  
Schreibwerkstatt  
Weimar-Nord*



**Eine Auswahl  
von Texten  
anlässlich unseres  
10jährigen Jubiläums**



## Zum Geleit

Seit Gründung des Vereins "Bürgertreff Weimar-Nord e.V." im Jahre 2011 ist die nur wenige Wochen später entstandene "Schreibwerkstatt Weimar-Nord" ein fester Bestandteil der Vereinsarbeit.

Hier haben sich über einen Zeitraum von nunmehr schon 10 Jahren an Sprache und Schrift interessierte Menschen zusammengefunden. Auftretende Probleme, wie etwa die zum Teil nicht gesicherte Bereitstellung von geeigneten Räumlichkeiten oder die Corona bedingten Einschränkungen der letzten beiden Jahre bildeten keine Gründe, den gemeinsamen Interessen zu entsagen.

Wir nehmen dieses Jubiläum gern zum Anlass, um unseren weiblichen und männlichen "Schreiberlingen" herzlichen Dank und Anerkennung auszusprechen für ihre vielseitige, umfangreiche schöpferische Arbeit, die nicht nur uns, sondern auch vielen anderen Menschen viel Freude bescherte.

Sie alle haben unser Vereinsleben bereichert, haben mit vielfältigen Initiativen auch über den Verein und den Ortsteil Weimar-Nord hinaus gewirkt.

Ein Teil der entstandenen Geschichten und Gedichte liegt nun in Buchform vor. Wer darin blättert, wird neben der Vielfalt der ausgewählten Themen auch die verschiedene Sichtweise und Gestaltung durch die Autorinnen und Autoren erkennen. Diese Entdeckung lohnt. Wir wünschen allen Leserinnen und Lesern dabei viel Freude, Anregung und Entspannung!

Den Mitgliedern unserer Schreibwerkstatt wünschen wir darüber hinaus weiterhin viel Freude und Erfolg beim kreativen Schreiben.

Nochmals Dank und persönlich alles Gute!

Wolfgang Nolte  
Vorsitzender des Vereins  
"Bürgertreff Weimar-Nord e.V."

# Vorwort

Seit dem 12. Januar 2012 gibt es sie – die Schreibwerkstatt im wenige Monate zuvor gegründeten Verein „Bürgertreff Weimar-Nord e.V.“.

Sie soll für alle offen sein, die sich für den Umgang mit Sprache interessieren und begeistern können und vielleicht schon erste Schreibversuche unternommen haben, die seit langem in Mappen oder Schubladen ruhen und nur darauf warten, ans Licht geholt zu werden. Oder auch für Neugierige, die mit Lust und Elan das eigene Schreiben probieren wollen.

Ganz im Sinne der Wortbedeutung *SCHREIB*Werkstatt geht es zum Einen um das Aufschreiben von Erinnerungen, Erfahrungen, Beobachtungen und Erlebnissen, die mit verschiedenen Gestaltungsmitteln in eine Form gebracht werden. Es entsteht also etwas Neues, Eigenes, das in die *WERKSTATT* mitgebracht wird. Im vertrauensvollen Miteinander ergibt sich ein offener, reger Austausch zu den eigenen Texten, in dem Vorlesen und Zuhören, Lob und konstruktives Anregen zu „Reparaturen“ am Geschriebenen eine wichtige Rolle spielen. Es wird „gewerkelt“ wie in einer richtigen Werkstatt. Die Freude am Schreiben steht dabei im Mittelpunkt des Entstehungsprozesses wie der Stolz auf das Erreichte.

Ansporn und Bestätigung für das Schreiben zu vielfältigen Themenkreisen boten die Lesungen innerhalb und außerhalb unseres Vereins. Die Vortragenden empfingen eine positive Resonanz von den Zuhörenden und freuten sich über das Interesse und die Anerkennung. Als „Ideenquelle“ sprudelte und regte von Anfang an die themengebundene oder freie „Hausaufgabe“. Diese Texte wurden jedesmal zu einem Erlebnis. Die Sicht auf das jeweilige Thema fiel nämlich recht unterschiedlich aus sowohl inhaltlich als auch in der sprachlichen Umsetzung. Wir erlebten pure Kreativität! Und im Werkstattgespräch gab es neben Zustimmung auch den einen oder anderen Tipp gratis für kleine „Schönheitskorrekturen“. Selbst nach Jahren wollten die Schreibenden diesen Bestandteil nicht missen.

Im Laufe der Zeit entwickelte sich bei den Teilnehmern eine eigene Handschrift, die sich an ihren Texten gut ablesen lässt. Auch das ist ein schönes Ergebnis unserer Arbeit.

In den letzten Jahren reifte die Idee, aus unserem umfangreichen Fundus ein Buchprojekt zu starten. Mit Elan ging es an die Vorbe-

reitungen. Auch in den Monaten der Pandemie verloren wir unser „Baby“ nicht aus den Augen.

Geschichten, die das Leben schreibt – wer denkt nicht hin und wieder an dieses geflügelte Wort, wenn er ein Buch in der Hand hält. Es scheint tatsächlich so zu sein, dass die Geschichten auf der Straße liegen – man müsse sich nur nach ihnen bücken.

Sagen wir es so:

Ein Körnchen Wahrheit steckt darin, es gehört aber ein bisschen mehr dazu, wenn man schreiben will. Das haben alle Mitglieder in 10 Jahren Schreibwerkstatt erfahren und sich zu Eigen gemacht. Mit Neugier, Lust, Fleiß, Interesse und Elan gelang es gemeinsam, eine Idee Wirklichkeit werden zu lassen. Das Ergebnis liegt nun vor uns.

Wir laden Sie herzlich ein, mit uns „Blicke durch’s Schlüsselloch“ zu riskieren und einzutreten in unsere Schreibwerkstatt.  
Viel Vergnügen!

Gudrun Wolfram

# Inhaltsverzeichnis

*Vorwort*

*Zum Geleit*

*Inhalt*

|    |   |     |
|----|---|-----|
| 1  | Von großen und kleinen Leuten<br>Gedichte: Der Mensch und ich | 1   |
| 2  | Erinnerungen  | 13  |
| 3  | Kurgeschichten  | 26  |
| 4  | Von Ort zu Ort<br>Limericks                                   | 35  |
| 5  | Wenn Gegenstände sprechen könnten<br>Limericks                | 50  |
| 6  | Tiergeschichten und Fabeln                                    | 62  |
| 7  | Durch den Jahreskreis<br>Weihnachtliches                      | 73  |
| 8  | Sprichwörtliches  | 89  |
| 9  | Träume und Zaubereien   | 96  |
| 10 | kreuz und quer - hin und her<br>Gedichte: Ungereimtes         | 107 |
| 11 | Nachdenkliches  | 119 |

*Autorenverzeichnis*

# 1 Von großen und kleinen Leuten

## Meine Zeit mit Tom

*Irene Birkfeld*

Mit Freude und auch mit Wehmut denke ich an die Zeit zurück, als mein Enkel Tom noch klein war. Er ist nicht mein einziges Enkelkind, aber mein liebstes. Das tut mir zwar leid für die anderen drei, aber es ist nun einmal so.

Eigentlich hatte ich mir gewünscht, dass er ein Mädchen würde, mit männlichen Kindern hatte ich es nämlich nicht so. Ich war eine überzeugte Mädchenmutter. Als mir dann bei meinem Anruf in der Klinik mitgeteilt wurde, dass es ein Junge sei, war ich ziemlich enttäuscht. Und dann hieß er auch noch Tom. Einsilbige Vornamen gefallen mir nicht, sie sind unmelodisch. Sie lassen sich nicht so gut rufen. Man muss Tohom oder Behen oder Tihim brüllen, um gehört zu werden. Aber seine Eltern waren nicht zu überzeugen, sie fanden den Namen sehr schön. Irgendwann hatte ich mich an ihn gewöhnt und auch daran, dass er ein Junge war.

Zu meinem Glück mussten seine Eltern oft an den Wochenenden arbeiten, dann war das Bubilein bei mir und wuchs mir auf diese Weise mehr und mehr ans Herz. Er lernte laufen und sprechen und unser Spielzimmer war der Park. Der bot vielfältige Möglichkeiten zum Herumtoben, zum Verstecken, zum Klettern, zum Planschen und später auch für phantasievolle Rollenspiele.

Bei diesen Spielen waren die beiden Ruinen unsere bevorzugten Kulissen. Tom lief immer voraus und verschwand in der Ruine des Tempelherrenhauses. Darin lagen riesige Steinquader, auf die er klettern und so an die Spitzbogenfenster gelangen konnte. Dort erwartete er mich, wenn ich als Spaziergänger vorbei kam. Mit einer huldvollen Geste winkte er mir zu und begrüßte mich sehr artig mit: „Guten Tag, junge Dame.“ Ich erwiderte seinen Gruß und tat sehr erstaunt. „Sie wohnen hier, mein Herr?“ „Ja, das ist mein Schloss“, erklärte er mir voller Stolz, „ich bin der Schlossherr. Möchten Sie herein kommen?“ Ich folgte seiner Einladung. Er bot mir einen Platz auf einem der Quader an und dann begann er zu erzählen, Ich erfuhr, wie man in der Blütezeit seiner Herrschaft lebte, er sprach von glanzvollen Bällen und Ritterspielen, von schönen Prinzessinnen und viel Dienerschaft,

bis eines Tages das große Unglück geschah. Ein grausamer Drache hatte das Schloss angegriffen und zerstört, so dass nur noch die Reste übrig geblieben sind, die man heute sehen kann.

Dieses Geschehen war nur eine der vielen Varianten, die sich der kleine Schlossherr ausgedacht hatte. Manchmal waren auch feindliche Heerscharen aus benachbarten Königreichen an der Verwüstung schuld. Sogar Erdbeben und Feuer durch Blitzschlag mussten dafür herhalten. Dieses Spiel hatten wir sehr oft gespielt und immer großen Spaß dabei.

Dann wurde das Bublein größer und größer. Jetzt misst er 193 Zentimeter, ist 25 Jahre alt und noch immer mein Lieblingsenkel.

# Enkelgeschichten

*Ilse Kurtz*

„Wen hast du denn am liebsten?“ Diese Frage stellte eine Erzieherin dem Kind Alex, einem Vierjährigen. Sofort kam die Antwort: „Mama und Papa“ – „Und wen noch?“ Eine Weile dauerte es, bis er sich entscheiden konnte. „Danach kommen Oma und Opa. Nicht meine Schwester. Die ist manchmal böse.“

Für Kinder ist es ein Glück Großeltern zu haben, die in der Nähe wohnen und oft Zeit mit ihnen verbringen können. Sie haben am Zusammensein viel Freude und das schöne Gefühl noch gebraucht zu werden, das Wachsen und Werden zu erleben ohne selbst für die Erziehung die große Verantwortung zu tragen.

Auch Klein-Alex spürte bald, dass er von Oma und Opa in einer besonderen Art geliebt wurde und sich Vieles erlauben konnte. Seinen Großeltern wurde es nie zu viel mit ihm zu spielen oder ihm vorzulesen. Eines Tages war ein Zoobesuch vorgesehen. Als seine Mutter nach der Rückkehr wissen wollte, was er genau gesehen hatte, bekam sie zur Antwort: „Einen großen Traktor.“ Das stimmte, denn ein Schaufelradtraktor half beim Bau von Tiergehegen.

Vom Wohnzimmerfenster aus hatte man einen schönen Blick auf die Wartburg. Schon oft versprochen die Großeltern dem Kleinkind eine Besichtigung der Burg. Der Aufstieg war für Opa und seinen Enkel recht mühsam. Stolz standen sie schließlich im mittelalterlichen Burghof. „Jetzt sind wir also auf der Wartburg, mein Junge. Hier trafen sich vor langer Zeit Sänger zu einem Wettstreit, wer am besten singen konnte“, erklärte der Opa. Doch der Enkel war offenbar enttäuscht. „Hat die Wartburg keine Räder?“

Opa musste eine Weile überlegen, bis er diese Frage verstand. Auf den Straßen waren zur Zeit der DDR vorwiegend Autos der Marke „Trabant“ und „Wartburg“ unterwegs – und der „Wartburg“ wurde in Eisenach gebaut. Statt sich alte Gebäude und den hohen Turm auf dem Berg beim Blick aus dem Fenster anzusehen, galt seine Aufmerksamkeit dem Straßenverkehr.

Tatsächlich ist das Interesse des Kindergartenkindes für technische Dinge geblieben. Alex ist heute ein erfolgreicher Entwicklungsingenieur.



# Der Sorgenfresser

*Waltraut Teichmann*

Der Mai ist ein wunderschöner Monat. Voller Freude und Hoffnung warten alle, ob Groß oder Klein, auf das Erwachen der Natur, was auch in vielen Liedern besungen wird.

Emilias Eltern waren einst auch voller Freude, denn am ersten Mai wurde ihre Tochter geboren. Sehr zum Glück der großen Familie.

Inzwischen sind einige Jahre vergangen und nun ist Emilia mit allen Verwandten zu ihrer Geburtstagfeier auf dem Campingplatz in Rossbach versammelt. Sie kennt diesen Platz, denn ihre Eltern und Großeltern waren schon einige Male mit ihr dort. Für Kinder ist es ein Paradies zum Spielen und Toben auf dem Spielplatz mit Trampolin, einem Badesee und einem Kiosk, wo es Eis und Limonade gibt.

Außer Geschenken wünschte sich Emilia noch, dass sich alle Gäste mit ihr beschäftigen sollten. Und so bemüht sich ein Jeder auf seine Weise. Opa läuft mit ihr zum Spielplatz, andere spielen mit ihr am See oder begleiten sie zum Trampolin, was ihr besonders Spaß macht. Im Zelt spielt eine Musikkapelle, wohin sie die Uroma mitnimmt. Nach einigem Zögern geht die Kleine auf einen Musiker zu und sagt: „Ich heiße Emilia und habe heute Geburtstag“ Und schon tönt dieser Satz über den ganzen Campingplatz hinweg. Die Kapelle spielt sogar für das kleine Mädchen mit ihrem hübschen Kleid und der bunten Spange im Haar „Hoch soll sie leben“. Fröhlich hüpfte sie zu den Anderen zurück und fragt, ob auch alle das gehört haben.

Nachdem die leckere Geburtstagstorte verzehrt ist, geht es an das Auspacken der zahlreichen Geschenke. Beim Anblick der vielen liebevoll gestalteten Päckchen und Pakete weiß Emilia zunächst gar nicht, womit sie anfangen soll. Allmählich füllt sich der Gabentisch. Was es nicht alles zu bestaunen gibt: Anzihsachen, verschiedene Spiele, Bilderbücher und CD's sogar eine Baby-puppe, die weinen, lachen und obendrein pinkeln kann!

Das Geburtstagskind schafft es nicht, alle Verpackungen zu öffnen. Lieber möchte es draußen wieder spielen. Vorher bedankt sich die Kleine strahlend bei ihren Gästen, dass sie so reichlich beschenkt wurde. Ihr Blick über den Tisch mit all den wunder-vollen Sachen bleibt an einer anderen Puppe hängen, die vielleicht

in Handarbeit entstanden ist und einen Reißverschluss auf dem Bauch hat.

Emilia fragt die Oma etwas verwundert: „Was ist denn das?“ Geheimnisvoll flüstert Oma: „Das ist ein Sorgenfresser.“ - „Was für ein Fresser?“ – „Ja, ein Sorgenfresser“, wiederholt die Oma. „Weißt du, wenn du mal Sorgen hast, dich irgendetwas bedrückt, wenn du ganz traurig bist oder dich jemand ärgert, auch wenn du mal schlecht geträumt hast, dann machst du einfach den Reißverschluss auf und sprichst in den Bauch des Sorgenfressers hinein. Dann schließt du ihn wieder und alle Sorgen sind von ihm aufgefressen.“

Das findet Emilia sehr interessant und spannend. Sie nimmt die Puppe in den Arm, drückt sie liebevoll an sich und verschwindet nach draußen. Zu beobachten ist, wie sie den ganzen Nachmittag hinter einem Baum steht, unter einem Busch hockt oder auf einer Bank sitzt, also überall dort, wo sie allein ist und keiner sie stören kann. Eifrig ist sie dabei, sich dem Sorgenfresser anzuvertrauen. Emilia ist glücklich, denn sie hat zu ihrem Geburtstag einen neuen Freund gefunden.

# Toni im Glück

*Hellmut Güttler*

Auf der riesengroßen Wiese des Bauern Gustav Mathes, die im Frühsommer an vielen Stellen immer mit blauviolett blühenden Blumen übersät ist, hüpfte fröhlich das Pony „Alfred“ hin und her. Seine Mama „Elisa von der Weide“ wartete aufgeregt hinter einem Hügel auf den Ausreißer. Er war ja noch nicht sehr groß und konnte sich gegen andere Tiere nur schwer behaupten. „Freddy“, wie er oft gerufen wurde, war ein weiß gekleidetes Wunderpony, das gern mal seine eigenen Wege suchte. Weiß als Lieblingsfarbe gefiel ihm so, weil es immer so schön sauber aussieht. Auf dem blaugrünen Rasen war er mit dem weißen Fell gut zu sehen. Deshalb liebten ihn die Kinder. Sie liefen gern mit ihm um die Wette, auch wenn „Freddy“ immer die Rennen gewann. Bauer Gustav gestattete das und freute sich oft über das Spiel der Kinder.

An diesem Tag, es war ein lichtdurchfluteter sonniger Tag, brachten die Kinder Toni mit, einen kleinen, stets traurigen Jungen, der in einem Bollerwagen saß. Er hatte ein etwas verkürztes Bein und konnte deshalb nicht richtig laufen. Heute lächelte und freute er sich sehr, dass er die Kinder begleiten durfte. Als die fröhliche Schar an der Wiese ankam, sprang auch „Freddy“ schnell herbei, um den Neuling zu begrüßen. Er beschnupperte ihn. Dieser fürchtete sich anfangs. Die Kinder jedoch lachten ihm freundlich zu. Toni überwand seine Ängste und streichelte sanft „Freddys“ Rücken. Vorsichtig wurde der Junge aus dem Wagen gehoben und neben das Pony gestellt. Die kleine Gemeinschaft setzte ihn nun behutsam auf den Rücken des Pferdchens. „Freddy“ ließ sich alles gefallen. Er stand ganz ruhig da und wartete.

Heiner, ein etwas größerer Junge, hatte eine dicke Leine dabei. Diese band er kunstvoll, aber nicht zu fest, dem „Freddy“ um den Kopf. So konnte Toni sich daran festhalten. Danach schlang Heiner eine zweite Leine um den Bauch des Tieres und zauberte an beiden Enden eine Schlinge, in die er Tonis Beine wie in Steigbügeln befestigte. Die dabei stehenden Kinder jubelten und freuten sich auf den Wettlauf.

Dieser begann und Toni hielt die Leine fest in seinen Fäusten. „Freddy“ hatte verstanden und lief sehr aufmerksam mit

dem kleinen Buben auf dem Rücken die ganze Strecke an der Seite der Kinder mit. Heiner begleitete zur Sicherheit die ganze Zeit das Pony und seinen Reiter. Toni und sein neuer Freund belegten den zweiten Platz. Was für ein schöner Erfolg!

Aufgeschreckt durch den Jubel der Kinder kam „Elisa von der Weide“ in vollem Galopp hinter dem Berg hervor, senkte ihr Haupt zu ihrem Kleinen, beschnupperte und leckte mit ihren Lefzen ganz liebevoll seinen Kopf.

Toni und „Freddy“ waren die Helden des Tages. Die Kinder umringten die beiden. Dem Jungen standen Freudentränen in den Augen. Dieses Erlebnis war auch ein großer Erfolg für die Kinder des Dorfes, denn sie hatten Toni einen glücklichen Tag geschenkt.

# Alina tanzt

*Mario Röhm*

Ein Konzert. Alt gewordene Schauspieler und andere Künstler und ich im "Seebach-Stift".

Brahmsstücke, am Flügel interpretiert von einem chinesischen Studenten. Und dann die „Wanderer Fantasie“ vom Franz. Auf dem Programmzettel nicht aufgelistet und trotzdem live dabei, die kleine Alina.

Sie ist vier Jahre alt und tanzt direkt vor dem Pianisten, doch ihn scheint sie nicht zu stören. Ihrer Mutter dagegen ist das Verhalten der Tochter gar nicht Recht und außerdem peinlich. Aber was soll sie machen? Aufstehen und sie zurück rufen?

Einige der Alten brummen und sind verstimmt, aber Alina bemerkt das gar nicht. Für sie gibt es jetzt nichts anderes als diese Musik. Sie tanzt. Die Musik wird schneller und auch ihre Arme und Beine beginnen lebhafter nun, aber anmutig, in Kreisen zu wirbeln. Jetzt sehen ihr alle zu. Sie verzaubert die Leute und weiß nichts davon. Sie tanzt.

Minuten später ist der „Wanderer“ hoffentlich an seinem Ziel angekommen. Der Pianist jedenfalls findet wie selbstverständlich den letzten Ton und Alina bleibt vor ihm stehen und lächelt. Dann, während des einsetzenden Applauses, dreht sie sich eilig um und rennt zu ihrer Mutter zurück, die sie erleichtert, schon mit offenen Armen, erwartet.

# Peppi ist jetzt im Himmel

*Mario Röhm*

„Onkel Thomas, ist Peppi jetzt im Himmel?“ Das war die Frage. Wir sind zu dritt im Garten hinter dem Haus. Meine Neffen Martin und Matthias, fünf und sechs Jahre alt, zeigen mir ihren toten Wellensittich. Beinahe hätte ich gesagt: „Keine Ahnung, Jungs. Woher soll ich das denn wissen?“ Das wäre wohl die Antwort gewesen, aber irgendwie doch eher eine plumpe, hilflose Ausrede.

Eigentlich verabredet heute zu einem Schwatz bei Kaffee und Kuchen erzählen mir mein Bruder und seine Frau, dass ihre Jungen schon den ganzen Vormittag über schweigsam, zurückhaltend und eben traurig waren. In der Nacht zuvor ist Peppi gestorben. Am Morgen, als sie ihn, wie immer vor ihrem eigenen Frühstück, füttern wollten, lag er regungslos auf dem Käfigboden.

„Onkel Thomas, ist Peppi jetzt im Himmel?“ Ich bin mir immer noch nicht sicher, wie ich ihre Frage beantworten soll. Zugeben, dass wir, „die Großen“, von den wirklich wichtigen Dingen keinen Plan haben? Mir eine fantasievolle Märchengeschichte für die beiden ausdenken, um weiteren konkreten Fragen aus dem Weg zu gehen? Das wären Möglichkeiten, aber ich möchte doch lieber erfahren, was Matthias und Martin denken und fühlen.

Und dann sage ich: „Wir können ja mal mit dem lieben Gott telefonieren. Er wird Bescheid wissen und hat bestimmt ein bisschen Zeit für uns.“ – „Du erzählst Quatsch, wir können gar nicht mit dem lieben Gott telefonieren, wie denn?“ Matthias ist seit ein paar Monaten in der Schule und will natürlich anderen beweisen, was er schon alles drauf hat. Martin sieht mich mit einem traurigen Grinsen an und schweigt.

Boing, mein Scherz ging also voll daneben. „Jungs, ehrlich, wo Peppi jetzt ist und wie es ihm geht, weiß ich nicht genau. Und du hast recht, Matze. Mit dem Handy funktioniert so ein Gespräch nicht, aber hiermit schon.“ Ich tippe auf mein Herz und dann auf seines und auch auf das von Martin. Das mache ich oft selbst, wenn ich nicht weiter weiß. „Wir können das ja nachher mal versuchen.“ Die Beiden sehen mich hoffnungsvoll an und stimmen mir nickend zu.

Ich schaue mir den Wellensittich Peppi noch einmal aufmerksam an. Er liegt in einer roten Schachtel, ausgepolstert mit weichem Papier und es scheint als schlafe er nur. „Echt Spitze, ihr habt dem Peppi aber einen schönen Schlafplatz gebaut...“

„Das haben wir zusammen gemacht und Mutti hat auch geholfen und guck mal, Onkel Thomas, das auch.“ Matthias zeigt mir stolz ein Kreuz, das heißt zwei Aststücke zusammengebunden mit einem Strick. „Das soll auf sein Grab drauf.“ – „Peppi soll es gemütlich haben.“ Martin lacht beinahe schon wieder schelmisch. „Alles klar und was passiert jetzt?“ – „Na, wir machen Peppi ein Grab. Wir haben hier schon die Schaufeln hingestellt.“ – „Und wo?“ frage ich. „Dort, bei dem alten Apfelbaum. Komm mit, wir zeigen es dir.“

Wir machen aus, dass jeder von uns mal drankommt mit Erde ausheben, immer der Reihe nach. „Ist es so tief genug?“, fragt Martin nach einer Weile. „Ein bisschen müssen wir schon noch oder was denkst du, Matthias?“ – „Na ja, etwas tiefer wegen dem Fuchs. Der gräbt Peppi sonst wieder aus.“ – „Und wenn Peppi unterwegs Hunger kriegt?“ – „Wir tun ihm noch sein Lieblingsfutter rein. Ich hole es schnell.“ Und schon ist Martin wie der Blitz in Richtung Haus verschwunden, während Matze und ich weiter schaufeln.

„Matze, was denkst du, wie ist es dort im Himmel?“ – „Vielleicht ..., dass sich alle vertragen und keiner alleine sein muss oder traurig – und alle haben genug zu essen“ – „Und die Tiere?“ „Die wohnen mit den Menschen zusammen und weil genug für alle da ist, muss keiner einen anderen auffressen.“ Martin kommt wieder und hat von unserem Gespräch die letzten paar Worte aufgeschnappt. „...und im Himmel wird man nie krank und muss auch nicht in die Schule gehen.“ Darüber müssen wir Drei gleichzeitig lachen. Aber Matze meint, wieder ernst geworden, dass er gern dahin geht, jedenfalls meistens.

Martin streut das Futter in die rote Schachtel und Matze stellt sie dort ab, wo Peppi schlafen soll. „Und was machen wir jetzt noch, Jungs?“ – „Du bist dran, Onkel Thomas. Du musst dem lieben Gott Bescheid sagen, dass Peppi in den Himmel reinkommt.“ Ich überlege nur einen Augenblick: „Lieber Gott, mach bitte, dass es Peppi bei dir gut hat und vielleicht kann er auch Opa Hans wiedersehen. Für ihn von uns allen hier einen schönen Gruß. Und Dankeschön, lieber Gott, dass wir uns mit dir unterhalten können.“

Dann schaufeln wir wieder abwechselnd, bis ein kleiner Hügel entsteht. Wir klopfen die Erde fest und obendrauf kommt das Astkreuz. Schweigend stehen wir vor dem Grab.

„Peppis Grab sieht richtig schön aus, Jungs. Ist es so, wie ihr es euch gedacht habt?“ Matze findet es cool und ordentlich und stellt fest: „Und der Fuchs kann Peppi nicht mehr erwischen.“ – „Ich glaube, Peppi gefällt sein Grab“, meint Martin. „Es ist so richtig.“ „Dann wollen wir uns noch von Peppi verabschieden.“ – „Tschüss, Peppi“, sagen wir Drei.



# Der Mensch und ich

*Mario Röhm*

## Tanzen

ist das  
Leben grüßen  
diesem Tag  
nicht Worte nur  
sondern aus dem Herzen  
wirklich einen Dank

## bei den Kindern

draußen  
am Rodelberg  
hab ich mein Lachen  
wieder gefunden  
es ist öfter  
als bei uns  
und darum wert  
von ihm zu lernen  
viel mehr als das  
hölzerne Knarren  
das wir meist  
von uns geben

## Kindermund

die Großen sind  
einen Meter höher als wir  
und haben wohl  
deshalb das Sagen  
sie sind ausgewachsen  
aber sonst  
wissen sie nicht  
von wirklich viel

## Ein Leben voll Musik

*Heidrun Krehan*

Das 20. Jahrhundert war erst wenige Monate alt, als der kleine Franz das Licht der Welt erblickte. Er wurde in eine sehr musikalische Familie hinein geboren: sein Vater und dessen zwei Brüder, sein Großvater waren Musiker mit Leib und Seele. Sie gründeten mit anderen Männern eine große Blaskapelle, die im eigenen Ort und in der Umgebung sehr beliebt war. Auch in kleinerer Besetzung brachten sie als Tanzkapelle jeden Saal in Stimmung.

Fränzchen wuchs heran. Er durfte die Kapelle bei Umzügen begleiten und trug dabei mit Stolz das Vereinschild voraus. Wenn sich die Musiker bei ihm zu Hause zum Proben trafen oder aus purer Freude Hausmusik machten, lauschte er gespannt den Klängen. Daraus erwuchs sein Wunsch, ebenso ein guter Musiker zu werden.

Sein Vater erkannte wohl schon früh die Liebe seines Sohnes zur Musik und dessen musikalisches Gehör. Er lehrte ihn das Notenlesen und schenkte ihm zum sechsten Geburtstag das erste Instrument, eine kleine Geige. Die Begeisterung war riesengroß und schon bald brachte er mit seinen kleinen Fingern und dem Bogen die Saiten zum Klingen.

Dem Jungen schwirrten noch andere Wünsche im Kopf herum, die er im Laufe der nächsten Jahre in die Tat umsetzte. So lernte Franz Trompete, Posaune und später Tuba zu blasen und konnte bereits mit vierzehn Jahren bei Auftritten der Blaskapelle mitwirken.

Der Vater beschloss alsbald, seinen Sohn zum Musikstudium auf ein Konservatorium zu schicken. Doch das Leben spielte seine eigene Weise. Der Erste Weltkrieg brach aus.

Der Vater wurde eingezogen und Franz begann notgedrungen eine Lehre als Schlosser. Trotz allem ließ er nicht von der Musik ab. Als das Weltgeschehen wieder in ruhigeren Bahnen verlief, heuerte er nebenberuflich auf einem Dampfer als Alleinunterhalter an oder spielte an den Wochenenden mit verschiedenen Kapellen als Tanz- bzw. Blasmusiker.

Als Franz knapp vierzig Jahre alt war, brach der Zweite Weltkrieg aus. Er wurde mit seiner Familie aus der angestammten Heimat vertrieben, geriet in polnische Gefangenschaft und musste unter schwersten Bedingungen in einem Steinkohlenbergwerk schuften. Erst 1949 kehrte er halb verhungert und krank zu Frau, Tochter und Enkelin, aber in eine ihm fremde Heimat zurück.

Als er mich kleines Geschöpf kennen lernte, schloss er mich sogleich in sein Herz. Nach seiner Genesung streifte er mit mir Hand in Hand durch Wald und Flur, um unsere schöne Heimat zwischen Kyffhäuser und Harz zu erkunden.

Spielsachen hatte ich kaum. Darum freute ich mich, wenn mir der Opa Märchen erzählte oder verriet, was er in seiner Kindheit mit den Geschwistern erlebte. Zur Weihnachtszeit bastelten wir mit Stanniolpapier aus dem Inneren von Zigarettenschachteln Sterne und Ketten, die wir mit Mehlkleister zusammenfügten. Damit schmückten wir den Weihnachtsbaum. An den langen Winterabenden saßen wir alle oft bei Kerzenlicht in unserem kleinen, aber mollig warmen Stübchen und trällerten aus voller Kehle ein Lied nach dem anderen. Richtig gemütlich wurde es zu Hause aber erst, als er eines Tages eine alte Geige gekauft und wieder spielbereit gemacht hatte. Opa fiedelte und gemeinsam mit Oma bildeten wir ein hörenswertes Gesangs-Trio. Auf diese Weise kam wahrscheinlich die Freude an der Musik zu mir.

Anfang der 60er Jahre, als Opas Gesundheit weiter fortgeschritten war, fand er Kontakt zu einer Kapelle und wurde aktiv. Man sah ihm an, dass er sehr glücklich war, wieder musizieren zu können. Mit über sechzig Jahren entschied er sich zu einem weiteren Instrument und legte sich ein Es-Saxophon zu. Mit Hilfe einer „Griff-Schule“ brachte er sich selbst die Spielweise bei. Schon nach wenigen Wochen intensiven Übens stellte sich der Erfolg ein. Seine ahnungslosen Musikerkollegen gerieten völlig aus dem Häuschen, als Opa eines Abends auf der Bühne das Saxophon auspackte und mit dem Spielen begann. Der neue Sound begeisterte Band und Publikum gleichermaßen. Die Überraschung gelang.

Inzwischen hatte Franz das Rentenalter erreicht. Er füllte seine Zeit damit aus, für die verschiedenen Instrumente der Band neue Notenblätter zu schreiben, denn solches Material war zu DDR-Zeiten rar und teuer. Auf diese Weise spielten die Musiker immer die aktuellsten Hits und konnten die Wünsche der das Tanzbein schwingenden Gäste erfüllen.

Als ich Zwölf war, gelang meinem Großvater eine Riesenüberraschung, die mich sprachlos machte. Vor mir stand eines Tages ein nagelneues Akkordeon mit achtzig Bässen. Er hatte es von seinem erspielten Geld extra in Klingenthal so bauen lassen, dass es für Profis geeignet war. Eifrig machte ich mich daran, unter Opas Anleitung und mit Hilfe eines Kollegen dieses Instrument zu spielen. Immer wieder ermunterten mich die beiden und so erreichte ich schnell Fortschritte.

Während meiner Ausbildung als Lehrerin absolvierte ich neben anderen Fächern auch das Examen in Musik. Mein Beruf und die spätere eigene kleine Familie ließen keine Möglichkeit, seinen Wunsch zu erfüllen – nämlich mit ihm gemeinsam aufzutreten. Weil er mich liebte, hatte er wohl das nötige Verständnis dafür. Doch wenn er manchmal über sein Leben sinnierte, äußerte er sich recht verdrießlich darüber, dass keiner seiner fünf Enkel in seine Fußstapfen trat. Da mir bewusst war, wie viele unzählige Auftritte er bestreiten musste, um das Akkordeon für mich kaufen zu können, halte ich das kostbare Geschenk immer noch in Ehren, spiele darauf aber nur noch für den Hausgebrauch.

Doch zurück zu Franz. Wir wissen alle, dass Unterhaltungs- und Tanzabende bis in die Nacht hinein gehen und auf Dauer an den Kräften eines Menschen zehren – erst recht, wenn er die Achtzig weit überschritten hat. Gesundheitliche Probleme stellten sich ihm in den Weg, so dass er schweren Herzens das öffentliche Musizieren beenden musste, das ihm immer Lebensinhalt war. Seine Ehefrau lebte schon einige Jahre nicht mehr und allein in seinen vier Wänden wurde es ihm langweilig. War er doch gewöhnt unter Leuten zu sein und Kontakte selbst mit wildfremden Menschen zu knüpfen.

Franz war trotz seines Alters noch gut beweglich unterwegs und streifte zu Fuß, fuhr mit Fahrrad oder Moped durch die Natur. Zu Hause angekommen, griff er oft zur Geige oder einem der Saxophone und spielte, was ihm gerade in den Sinn kam. Seine Nachbarn lauschten gern und baten ihn nicht selten ein bisschen länger zu musizieren. Das erfreute Franz natürlich – dennoch, so richtig zufrieden war er mit seinem Los nicht.

Da reifte in ihm der Entschluss in ein Seniorenhaus zu ziehen. Dort lernte er einen ehemaligen Musiker kennen, der ihn eines Tages, nämlich zu seinem 92. Geburtstag, mit einem Mundharmonika-Ständchen überraschte.

Was ging Franz da wohl durch den Kopf? Er wollte künftig mit ihm zusammen musizieren.

Also schenkte ich meinem Opa eine doppelseitige Mundharmonika. Nun hatten beide ihre Freude und begeisterten als Duo die oft im Vestibül sitzenden Heimbewohner mit ihrer Musik.

Als Franz im beginnenden 94. Lebensjahr für immer seine Augen schloss, war mit ihm auch die letzte Melodie seines Lebens verklungen.

# Große Oma

*Irene Birkfeld*

Ja, sie war wirklich groß. Groß und breitknochig. Eine Hüin im Vergleich zu meinen anderen Großmüttern, der Berliner Oma und deren Mutter, der Kleinen Oma. Ein ganz liebes, herzliches, putzmunteres und alle Zeit fröhliches Persönchen. Sie wohnte genau wie die Große Oma, die Mutter meines Vaters, im Oderbruch. Jede von ihnen hatte ein Häuschen mit Garten, aber unterschiedlicher als die Beiden können Menschen kaum sein.

Ich kann mich nicht erinnern, die Große Oma jemals lachen gehört zu haben. Sie war immer ernst und sprach nicht viel. Ihr Gesicht, derb, schmallippig und verwittert, wirkte wie aus Bronze gegossen. So sehe ich sie noch deutlich vor mir, wie sie am Küchentisch stand in ihrer groben Schürze, ein großes rundes Landbrot an die Brust drückte und mit einem riesigen Messer Scheiben davon abschnitt. Und jedes Mal, bevor sie das tat, hatte sie mit dem Messer das Kreuzzeichen an die Unterseite des Brotes gemacht. Ob das aus Gewohnheit geschah oder ob sie wirklich gläubig war, kann ich nicht sagen. Letzteres kann ich mir allerdings kaum vorstellen nach Allem, was sie erleiden musste.

So herb, wie sie aussah, war auch ihr Wesen. Verstanden habe ich das erst viel später. Die Große Oma hatte ihren Mann schon im Ersten Weltkrieg verloren, als ihre beiden Kinder, mein Papa und seine Schwester Anna, noch klein waren. Und als sie erwachsen wurden, begann der Zweite Weltkrieg und nahm ihr den Sohn, meinen Vater. Die Anna war als junges Mädchen nach Berlin in Stellung gegangen und dort auf unerklärliche Weise ums Leben gekommen. Sie wurde Monate später in einem Seitenarm der Oder tot aufgefunden.

Ich weiß heute, dass diese schmerzlichen Schicksalsschläge meine Große Oma so hart gemacht haben, dass sie nicht so unbeschwert und fröhlich sein konnte wie die Kleine Oma. Sie mochte mich auch nicht so wie meine Schwester, die Erstgeborene. Ich stand bei ihr im Verdacht, ein Kuckuckskind zu sein, denn als ich geboren wurde, war mein Papa schon seit längerer Zeit Soldat.

Kurz vor Kriegsende wurde auch noch ihr Haus von einer Bombe getroffen und sie musste bei fremden Leuten zur Miete wohnen.

Als ich dann zur Schule ging, besuchten meine Schwester und ich sie in den Ferien. Sie war noch immer stark und ungebrochen. Auf ihrem Ruinengrundstück hatte sie Gurken und Kartoffeln angebaut. Und sie fuhr auch noch mit ihrem Fahrrad, auf dem sie mit meiner Schwester und mir die langen Oderbruchalleen entlang geradelt war, meine Schwester auf dem Gepäckträger und ich in einem Körbchen am Lenker.

Es erscheint mir heute so unfassbar traurig und schmerzvoll, was diese Frau ertragen musste. Ich denke voller Hochachtung an sie und bin stolz, eine solche Großmutter gehabt zu haben. Auch wenn sie mich nicht geliebt hat.

# Die Heuernte mit meiner Oma Hedwig

*Ursula Kauert*

Wir führten nach dem Krieg eine kleine Landwirtschaft, zirka sechs Hektar groß, mit Kühen, Schafen und Federvieh. Mein Vater war im Krieg gefallen und mein Opa in französischer Gefangenschaft. So gab es zu Hause ein „Drei-Mädel-Haus“. Das hört sich niedlich an, aber das Leben war hart für die Frauen und für mich als Dreikäsehoch.

Das Kommando führte Oma, eine gut aussehende Frau über die Vierzig, mit pechschwarzen Haaren, straff zum Knoten zusammengefasst. Oma verteilte die Aufgaben. Nur einmal wurde alles gesagt, dann musste es flutschen. Morgens zeitig aufstehen und vor der Schule das Federvieh versorgen, das war meine Aufgabe. Das Futter musste bereits am Tag zuvor vorbereitet werden. Das bedeutete Kartoffeln kochen, zerquetschen und mit Schrot und Körnern anreichern. Ich musste auch Brennesseln und Löwenzahn suchen. Die Pflanzen wurden zerkleinert und unter das Mischfutter gegeben. So war es vom Frühjahr bis zum Herbst, solange das Grünzeug zur Verfügung stand.

Für mich war es eine harte und arbeitsreiche Kindheit. Viel Liebe wurde nicht verschenkt. Hatten die Hühner in der Woche gut gelegt, es wurde sogar Buch darüber geführt, ging Oma mit mir in die Stadt. Das war ein Glückstag für mich. Ich bekam ein Kleidungsstück oder vielleicht ein paar Schuhe, wenn es wieder nötig war. Ich freute mich riesig und war immer sehr dankbar. An Spielzeug oder dergleichen war in dieser Zeit nicht zu denken.

Als Kind bewunderte ich meine Oma sehr, besonders, wenn es im Juni zur Heuernte ging. Oma konnte mit der Sense umgehen wie ein Mann. Später hatte meine Mutter das Mähen auch gelernt. Oma mähte die Wiese vom frühen Morgen bis zum späten Vormittag hinein, solange das Gras noch feucht war.

Ich musste das gemähte Gras mit der Heugabel oder dem Rechen auseinander werfen. Wenn die Sonne es gut meinte und das Gras auf einer Seite getrocknet hatte, wendete ich es von neuem, immer wieder, bis aus Gras schließlich Heu geworden war. Oma meinte, das Heu muss auf dem Rechen trocknen, mit anderen Worten: Sei fleißig und bewege das Heu.

Als es vollständig trocken war, wurde es auf Kämme gerecht und



locker auf Haufen gelegt, die anschließend auf den Wagen oder auf Heuböcke kamen. Meistens bauten wir einen solchen Heubock. Oma nagelte vier lange Staken zusammen, meine Mutter half mit Halten und ich brachte die Heuhaufen heran. Oma packte sie fachmännisch auf den Bock. Das war nicht einfach, denn es bedurfte einer bestimmten Technik, damit das Heu auch festhielt. Unten brauchte es viel Platz, damit die Luft ordentlich zirkulieren und von oben das Regenwasser gut ablaufen konnte. Oma beherrschte diese Technik perfekt. Dadurch hatten wir für die Tiere gutes Heu bis in das Frühjahr hinein.

An solchen Sommertagen waren wir Drei recht froh darüber, wenn die Arbeit geschafft war und uns kein Gewitter mit starkem Regenguss einen Strich durch die Rechnung machte. Unsere Anstrengungen hatten sich gelohnt. Wir waren glücklich und zufrieden, für den langen Winter vorgesorgt zu haben und vergaßen fast die Rückenschmerzen, die Blasen an den Händen und schmerzenden Füßen. Todmüde fiel ich abends in mein Bett und schlief traumlos bis zum Morgen.

An meiner Oma habe ich mir immer ein Beispiel genommen. Für mich war sie die wichtigste Person meiner Kindheit, trotz ihrer Strenge. Heute erst kann ich einschätzen, wie schwer das Leben auf dem Lande, besonders für die Frauen, war. Hut ab vor ihren großen Leistungen, die sie vollbracht hatten, gerade in der Nachkriegszeit, bis die Männer wieder nach Hause kamen – viele sind nicht wieder gekommen.

# Glasmurmeln

*Mario Röhm*

Glasmurmeln, alle anderen Jungen in der Klasse hatten welche. Verschieden groß und auch rote und gelbe, die mir besonders gefielen. Aber ich durfte sie nicht einmal anfassen.

Wir kannten uns erst ein paar Wochen und keiner von ihnen wollte so richtig mein Freund sein. Am liebsten wäre ich wieder in meinen Kindergarten gegangen, doch war ich ja jetzt groß und außerdem neugierig, besonders auf Sport und Deutsch.

Eines Nachmittags, nach der Schule, meine Eltern waren wie immer auf Arbeit und Opa Hans bepflanzte die Beete im Garten, stöberte ich in der Speisekammer. Ich suchte nach einem Stückchen von diesem Streuselkuchen, den Mutter nur manchmal buk. Plötzlich berührte ich eine Blechschachtel. In der oberen Ecke des Regals verbarg sie sich, rechts hinten, wohin ich bisher noch nie hatte hochreichen können. Schnell holte ich aus der Küche die Fußbank und stellte die geheimnisvolle Schachtel aufgeregt auf den Boden vor mich hin. Was war da drin?

Ich kannte nicht, was ich fand. Aber es sah aus wie große runde Abzeichen. Sie waren an goldenen und auch silbernen Bändern befestigt und gefielen mir sofort.

„Ein Schatz – und ich habe ihn entdeckt“, freute ich mich und versteckte die Schachtel unter meinem Bett und nein, niemand erfuhr auch nur ein Wort darüber. In folgender Nacht träumte ich sogar von ihm. Mein erster Gedanke am nächsten Morgen: Nun habe ich etwas, das sich gegen Glasmurmeln tauschen lässt.

Die anderen Jungen fragten in der Pause erstaunt woher ich die Sachen habe, aber sie bekamen keine Antwort. Ich wollte nur mit ihnen „duggeln“. Nach der Schule, wieder zu Haus, spielte ich stundenlang mit meinen vielen bunten Glasmurmeln, auch roten und gelben. Sie waren immer „die Guten“ und gewannen in jeder Geschichte, die ich mir für sie ausdachte. Die Blechschachtel befand sich da schon wieder an ihrem alten Platz.

Wochen später. Mutter bat mich, aus der Speisekammer ein Glas Marmelade zu holen. Dort hielt sich auch Opa Hans auf. Er wendete sich schnell ab, aber ich sah sie doch, die Tränen in seinen Augen. Er hielt die Blechschachtel in den Händen. Ich wusste

nicht, was ich tun sollte und rannte ohne Marmeladenglas zurück in die Küche. „Mutti, Mutti, Opa Hans ist in der Speisekammer und sieht traurig aus. Ist er krank?“

Besorgt eilte sie zu ihrem Vater, aber er hatte sich die Tränen wohl schon abgewischt. Es waren jedenfalls keine mehr zu sehen. Ich stand an der Tür und verstand nicht viel von den folgenden Worten. Es ging um irgendwelche Tapferkeitsmedaillen, das Eiserne Kreuz und ein Verwundetenabzeichen. Bei dem Wort „Abzeichen“ ist mir beinahe schlecht geworden.

Gehörte etwa der Inhalt der Blechschachtel Opa Hans? Und ich habe die Abzeichen gegen meine geliebten Glasmurmeln getauscht? Ich fing an zu weinen und so kam die Sache heraus.

Beide drehten sich verwundert zu mir hin und ich begann stockend zu erzählen. Sie schimpften nicht mit mir, im Gegenteil. Opa Hans strich mir beruhigend über die Haare. „... ist ja gut, mein Junge, ist ja gut.“ Da konnte ich aufhören zu heulen und mit Hilfe von ein paar Fragen genauer berichten was geschehen war.

Opa Hans bat mich, ihn zu den Jungen zu begleiten, mit denen ich „geduggelt“ hatte. Ich nickte. Erleichtert, weil ich mich schrecklich schämte. Es gelang uns nicht, auch nur eine einzige der Medaillen wieder zu bekommen. Auch nicht für das Geld, das Opa Hans den Leuten anbot.

# Fettnäpfchen

*Ilse Kurtz*

In ländlichen Gegenden war es einst die Regel, sich in zwei Sprachen zu verständigen. Zum einen verwendete man mehr oder weniger gut als Schriftsprache „Hochdeutsch“. Zum anderen gab es die jeweils dorfspezifische Mundart: „Unner anander schwatzen mei platt“, so sagte man.

Gegenwärtig findet man nur noch wenige Dorfbewohner, die das sogenannte „Plattdeutsch“ beherrschen. In Heimatvereinen bemüht man sich teilweise diese alte Sprache zu erhalten.

Lange Zeit wurde in alteingesessenen Dorffamilien den Kleinkindern als erste Umgangssprache das „Platt“ beigebracht. Meist überließ man es dem Schulmeister die heranwachsenden Kinder in Deutsch zu unterweisen. Erstklässler mussten also neue Vokabeln lernen, um die moderne Sprache zu verstehen, was eine schwere Aufgabe war. Immer wieder hörte man den Schulmeister sagen: „Das heißt nicht so, sondern so.“

Er korrigierte auch ein aufgeschlossenes, lernbegieriges Mädchen, das jammerte: „Mi Mön dutt mei weh!“ Der Schulmeister übersetzte: „Mein Magen tut mir weh – oder besser – ich habe Magenschmerzen.“

Das Kind hatte das neue Wort erfasst und wendete sein Wissen bald an. Bei einer Geburtstagsfeier wurde unter anderem Mohnkuchen serviert. Die Hausfrau nötigte die Gäste: „Langt si, mei hattn doch schon lang keen Möhnkuche.“ Das Mädchen protestierte: „Das heißt anders, Mön ist der Magen, das heißt Magenkuchen.“

Der kluge Schulmeister hatte seine Schülerin fehlgeleitet, mitten ins Fettnäpfchen.

# Die Ankunft

*Hellmut Güttler*

Ein grauer, trüber Tag war es, als ich in einem mittelgroßen Bahnhof gerade noch einen der letzten freien Plätze auf den Puffern zwischen den Waggons der Eisenbahn in Richtung Gebirge erwischte. Eine Nachkriegssitte, die sich eingebürgert hatte. Ein Termin am nächsten Tag duldeten keinen Aufschub. Ich durfte diesen Zeitpunkt nicht versäumen.

Ungemütlich war mein Sitzplatz. Doch als junger Bursche nimmt man Vieles einfach auf sich, ohne an Konsequenzen zu denken. Es war November und kalt. Nur nicht herunterfallen oder einschlafen, dachte ich und band mich mit meinem Hosengürtel an einer erreichbaren Eisenstange fest. Den Koffer mit dem Notwendigsten befestigte ich mit Hilfe einer Schnur ebenfalls an dieser Halterung. Zuletzt klammerte ich mich selbst so gut ich konnte mit einem Arm um sie. Der Zugbegleiter oder ein Bahnhofsangestellter lächelte mir zu, als er die ordnungsgemäße Besetzung des Zuges in Augenschein nahm. Ein greller Pfiff - und die Eisenbahn setzte sich in Bewegung. Der Waggon ruckelte und zuckelte hin und her, denn die Gleisanlagen sowie die Wägelchen waren wohl auch nicht mehr im besten Zustand.

Die Landschaft wurde interessanter, natürlich entsprechend der Jahreszeit. Die Lokomotive schnaufte und quälte sich durch das bergige Gebiet. Dabei blies sie ab und zu Riesenmengen an Funken über den angelegten Schienenweg. Der Funkenregen verteilte sich durch den Fahrtwind schön gleichmäßig über die Waggons, was meiner Kleidung nicht gut bekam. Man musste sich mit einer Hand festhalten und sich mit der anderen der Funken erwehren.

Das Ergebnis sah man deutlich am nächsten Tag. Trotz Verspätung führen wir zufrieden in den Zielbahnhof ein. Mein Puffernachbar bemerkte trocken: „Mein Koffer ist weg, Sch...(das Wort verkneife ich mir), ich bin wohl einen Moment eingenicht.“ Nun erst mal die Glieder einrenken, vorsichtig absteigen, Beine ausschütteln und bewegen – die ersten Schritte waren nicht die eines Siebzehn-, sondern eher die eines Siebzigjährigen. Das Schwerste aber war das Abbinden des Gepäcks. Gott sei Dank hatten wir den letzten Haltepunkt erreicht und ich konnte mir für diese Prozedur Zeit lassen.

Nun folgte das nächste Problem. Ich hatte Durst. Ortsfremd. Kein Laden sichtbar und schon ewig keinen Tropfen mehr getrunken. Die Kehle, nein, der ganze Mund völlig trocken.

Endlich, ein kleiner Laden in Sicht, schnell, schnell, bevor er schließt. Türe auf und ein freundliches „Guten Tag.“ Ruckartig fliegen die Köpfe der fünf Kunden zurück. Ihre Blicke misstrauisch. Da hat doch jemand den kleinen Stammkundenladen betreten, der hier nicht hineinpasst. Aber keiner beschwert sich, alles bleibt friedlich. Nun bin ich an der Reihe.

„Etwas zu trinken, bitte.“ „Was möchten Sie denn, Schnaps oder Bier?“ „Nein, nein“, wehre ich höflich ab. „Eine Flasche Wasser, es ist dringend.“

Ich wundere mich über das Gelächter, das ich damit auslöse. Ein Kunde klopft mir auf die Schulter. „Kumpel, du bist hier im Erzgebirge. Wir Bergleute oder besser Kumpels mögen kein Wasser, auch wenn wir großen Durst haben. Da trinken wir höchstens Bier und grüßen uns alle, ob Groß oder Klein mit dem alten Gruß ‚Glück auf‘!“

So bin ich in meiner damaligen neuen Arbeitswelt angekommen.

## Kurgeschichten

### Kurvergnügen

*Irene Birkfeld*

Frau Schulze ist seit vielen Jahren  
oft und gern zur Kur gefahren.  
Sie hatte Spaß am Runderneuern  
und an diversen Abenteuern.

Sie kannte jede Therapie  
für Rücken, Nacken, Schultern, Knie,  
alles, was sie kriegen konnte, nahm sie mit,  
obwohl sie eigentlich kaum Schmerzen litt.

Sie trieb Frühspor, ließ sich kneten,  
machte Pilates und ging Wassertreten,  
trank Heilquellwasser und auch Tee aus Wurzeln,  
in der Hoffnung, dass die Pfunde purzeln.

Nebenbei beäugte sie die Männerwelt,  
ob ihr der Eine oder Andere gefällt.  
So ein junges, frisches Blut  
tat Körper und der Seele gut.

Wenn beide dann getrennt nach Hause fuhren,  
nahmen sie sich vor, bald wieder mal zu kuren.

# Mein "Kurschatten" in Bad Elster

*Ursula Kauert*

Bad Elster ist eine Kleinstadt mit zirka 4000 Einwohnern, aber etwa 25000 Kurgästen jedes Jahr, die in sechs Kurhäusern und mehreren Pensionen untergebracht werden. In dem schönen Stadttheater gibt es viele Veranstaltungen zu erleben. Während der „Kursächsischen Kulturtage“ treten oft bedeutende und bekannte Künstler von Bühne und Fernsehen auf. Kurkonzerte gibt es fast täglich. Die Freizeit kann gut gestaltet werden.

Ich wurde am 27. August in Weimar abgeholt. Dazu kamen noch eine Patientin aus Apolda und eine aus Gera. Da ich zwanzig Jahre in Apolda gelebt hatte, ergab sich ausreichend Gesprächsstoff, bis wir in unserem Kurort eintrafen.

Erst beim Aussteigen bemerkte ich, dass meine Begleitung aus Apolda beim Gehen eine starke Beeinträchtigung hatte. In Folge einer LWS-Operation mit totaler Versteifung konnte sie noch immer nicht ohne Rollator laufen und mit diesem nur sehr schlecht. Kurz gesagt, mein erster Eindruck war: diese Frau hätte nicht ohne Begleitperson zur Kur fahren dürfen.

Sie tat mir leid, weil sie so hilflos war. Daher half ich ihr und unterstütze sie, so gut ich konnte. Auch andere Patienten sprach sie an, wenn sie Hilfe brauchte, denn sie war nicht auf den Mund gefallen. Andererseits versuchte sie mit der Bemerkung „Das schaffe ich schon“ ihre eingeschränkte Beweglichkeit zu vertuschen. Aber meist sah es so aus: Wir saßen zusammen am Tisch und es fehlte immer etwas, meist eine Kleinigkeit. „Kannst du mal hier, kannst du mal da“, beanspruchte sie mich. . Meine Tischnachbarin, alle um uns herum dachten schon, ich sei ihre Begleitperson. Es kam vor, dass sie zum Frühstück oder zum Abendessen fehlte. Ich machte mir deshalb Sorgen, sah nach ihr, brachte das Essen und benachrichtigte die Schwester, wenn zur Nacht Hilfe notwendig wurde.

Mit der Zeit hatte ich den Eindruck, meine Bekannte aus Apolda machte Fortschritte, denn sie ertrug ihre gesundheitlichen Probleme mit Humor und war recht unternehmungslustig. So kam sie auf den Gedanken, abends mit ins Theater zu gehen. Der Rollator



wurde an der Garderobe abgegeben, ich hakte sie unter und so kamen wir an unsere Plätze. Beim zweiten Besuch wurde sie leichtsinnig. Sie kam nur mit Gehhilfen, schließlich wollte man ins Theater. Auf dem Hinweg gab es keine Probleme, anders jedoch auf dem Weg nach Hause. Es war schon dunkel. Ich brauchte die Hilfe einer anderen Person, um sie wieder sicher in die Kurklinik zu bringen.

In der Folgezeit fiel Frau Schmidt ab und zu um, im Fahrstuhl, in ihrem Zimmer und auch im Schwimmbad. Ich bekam Angst, dass ihr etwas Schlimmes passieren könnte und zog mich etwas zurück. Irgendwie steckte ich in der Zwickmühle. Ich vermied es nämlich, mit ihr gemeinsam im Schwimmbad zu sein. Das tat mir auf der anderen Seite leid, denn das Wasser war ihre Welt. Darin konnte sie alle Bewegungen ausführen, die an Land nicht möglich waren.

Als Frau Schmidt erfuhr, dass ich eine Woche länger als sie bleiben würde, setzte sie alle Hebel in Bewegung, um auch eine Verlängerung zu bekommen. Das gelang ihr auch. Ich fühlte mich wirklich wie ein „Schatten“ von Frau Schmidt verfolgt. Eine Freundschaft ist zwischen uns nicht entstanden. Ich habe sie mit einem dominanten Charakter und als egoistischen Menschen erlebt und solche Eigenschaften mag ich nicht.

# Kurerfolg 1982

*Hellmut Güttler*

Schnaufend lief der Zug in den kleinen Bahnhof ein. Ringsum Berge, leicht verhangen im Nebeldunst. Die Reisenden waren Kurgäste. Man konnte es an den großen, schweren Koffern erahnen, die sie aus den Waggons heraus schleppten. Drei Wochen Kur!

Unterkunft bei einer Frau, die relativ weit entfernt von den Kureinrichtungen ein kleines Häuschen bewohnte. Zwei Betten in einem kleinen Zimmer und ein Schrank. Das Beste: Die Toilette eine Etage tiefer und der Bettnachbar ein Schnarcher. Ich nahm die Umstände hin. Der Nebenschläfer bot mir an, ihn kräftig in den Nacken zu stoßen. Doch das war mir doch eine zu grobe Handlung, die ich unterlassen habe, obwohl mir die Geräusche den größten Teil meiner Nachtruhe raubten.

Am nächsten Tag: Aufnahme, Arztbesuch, Befragung über diverse Dinge der Lebensführung, Kurausweis, Behandlungsplan und die Frage: „Haben Sie Interesse etwas an Gewicht zu verlieren? Wir bieten eine R-Kost an.“ Natürlich war ich neugierig. „Ja, ich bin einverstanden.“ Im Speisesaal war ein Schalter eingerichtet. Ein Schild: Nur für R-Kost.

Dort erhielt ich nun täglich mein reduziertes Essen. Früh, Mittag und Abend gab es weniger auf den Teller, aber man konnte es aushalten. Außer am Freitag. Da gab es zu allen Hauptmahlzeiten ein Schälchen gekochten Reis und dazu eine kleine Schale Apfelmus. Aber ich hatte zugestimmt, hielt also männlich durch. In Folge dieser Maßnahme verlor ich innerhalb von drei Wochen erstaunliche sechs Kilogramm Körpergewicht.

Als der Zug sich heimwärts bewegte, war ich froh und glücklich. Zu Hause angekommen, meine Frau öffnet die Tür und konnte ein schallendes Gelächter nicht unterdrücken. „Wie siehst du denn aus?“ Sechs Kilogramm weniger Gewicht zeigte sich im Gesicht. Das hatte ich selbst nicht bemerkt, obwohl man täglich mehrmals in den Spiegel schaut. „Hungerhaken“ nannte mich meine liebe Frau fortan.

Nach zirka einem halben Jahr, der sogenannte JO-JO-Effekt hatte sein Werk vollendet, war ich wieder der Alte.

# Kurlicht und Kurschatten

*Jan Brettschneider*

„Ich habe Rücken“, klagte Herr Reitmeister und dehnte mit Schmerz verzerrtem Gesicht seine Wirbelsäule. Die Kolleginnen im Büro gaben ihm mitleidig wohlgemeinte Ratschläge: mehr Bewegung, zum Orthopäden gehen, Physiotherapie verschreiben lassen. „Machen Sie doch mal eine Kur“, empfahl Frau Oswald-Meckert. Herr Reitmeister hatte Bedenken. „Es gab da mal einen Kollegen, dem ging es nach der Kur schlechter als vorher.“ „Aber das muss doch bei Ihnen nicht genau so sein.“ Herr Reitmeister ließ sich überzeugen und stellte einen Antrag. Dieser wurde abgelehnt. Aufgebracht beschwerte sich Herr Reitmeister bei seiner Krankenkasse. Und siehe da: kurze Zeit darauf hielt er die Genehmigung in seinen Händen.

Zusammen mit dem freundlichen Empfang in der Kurklinik bekam Herr Reitmeister seinen ersten Wochenplan. Dieser war dicht mit Anwendungen gefüllt: Morgenbewegung, Physiotherapie, Bäder, Wassergymnastik.

Im Speisesaal wies man dem neuen Kurpatienten seinen Platz an einem Vierertisch zu. Er stellte sich den bereits anwesenden Herren vor. Zwei von ihnen brummt etwas Unverständliches, hüllten sich fortan in Schweigen und öffneten ihren Mund nur um Essen hineinzuschieben. Der Dritte hingegen übergoss Herrn Reitmeister mit einem Redeschwall: „Ich bin der Eduard, aber alle nennen mich nur Edi. Ich gomm aus Dieringen, aus Großlöbichau, dos liegt bei Jäne, gelle? Ich hab durt bei Zeissns georbeit't, dann ham se de Bude zugemacht. Aber ich hob glei wos andersch gefung.“ Edi erzählte weiter, während er zwischendurch sein Essen verzehrte.

Auch an den Folgetagen fand er kein Ende, aus seiner Jugendzeit zu berichten, begann meist mit „As mir noch Kegl worn, dos hättst de musst mit derlaabe ...“ Herrn Reitmeister ging das Geschwätz bald auf den Geist und er schaltete seine Ohren auf Durchzug. Die Kuranwendungen machten ihn überdies sehr hungrig. Als er dazu am Tisch eine Bemerkung fallen ließ, hatte Edi gleich einen Ratschlag parat: „Do musst a de Kiche gihn und an Koch zusammstauche. Dos de merre uff dein Daller krieie mechst. Dos hättst aber kunnt schun längst mache, gelle?“

Herr Reitmeister reichte es. Er konterte Edi auf seine bekannte Weise:

„Do häst do kunnt wos Bessersch eifalle lusse! Dar Koch würd'ch schiene wunnere, wenn ich a dan seiner Kiche uffdauche. Do kennst zugucke, wie dar mich wieder nausschmeißt.

Aber keene Sorge, ich werd mich schun kimmere, gelle? Guten Tag, die Herren!“

Nach diesem Ausbruch war selbst der redselige Edi sprachlos.

Herr Reitmeister musste zur Physiotherapie. Dorthin ging er besonders gern, denn er wurde von einer jungen, hübschen, zierlichen Therapeutin begleitet. „Heute arbeiten wir mal Rücken an Rücken“, verkündete sie ihrem Patienten und beschrieb was sie vorhatte. Beide setzten sich mit den Rücken aneinander auf die Matte und verschränkten ihre Arme. Dann bewegte sie Herrn Reitmeister hin und her, auf und ab. Er musste mithalten und spürte dabei die Kraft der kleinen Frau. Der Patient war danach geschafft, aber sein Mundwerk funktionierte noch ausgezeichnet.

„Die Übungen mögen ja ganz gut sein. Schöner wäre es doch, sie Gesicht zu Gesicht oder besser noch Brust zu Brust zu machen.“

„Das könnte Ihnen so passen. Oder haben Sie nicht nur Rücken, sondern auch Brust?“ Herr Reitmeister gab sich geschlagen und zog ab.

Wassergymnastik war angesagt. Herr Reitmeister wollte seine gute Kondition beweisen und hechtete mit einem Kopfsprung ins Becken. Das trug ihm nicht nur einen Tadel der Physiotherapeutin ein, sondern auch böse Blicke und spitze Bemerkungen seiner weiblichen Mitpatienten, die um den Zustand ihrer Frisuren fürchteten. Die Übungen waren anstrengend und Herr Reitmeister schlief danach fest und traumhaft.

Eine Kur besteht jedoch nicht nur aus Anwendungen. Der Patient soll sich auch vergnügen. Herr Reitmeister beherzigte das und ging tanzen. Der Zufall wollte es, dass er dort für den Abend eine sympathische „Kurschattin“ aus einer anderen Klinik aufgabelte. Ein Schatten fiel allerdings auf die Begegnung, als die Dame Herrn Reitmeister verkündete: „Ich muss unbedingt bis 22 Uhr im Haus sein, dann wird es abgeschlossen. Käme ich später, müsste ich den Hausmeister heraus klingeln und hätte eine Menge Unannehmlichkeiten.“

Jedoch es kam wie's kommen musste. Fünf Minuten nach der Zeit angelangt fanden beide die Tür verschlossen. Doch Kurpatientinnen wissen sich zu helfen. Die Ausgesperrte wurde von drinnen

bemerkt, ein Fenster geöffnet, das über einem niedrigen Nebengebäude lag. Die Dame zog ihre Schuhe aus, Herr Reitmeister bot ihr Hände und Schultern als Leiter an und das Problem war gelöst.

Drei Wochen Kur vergingen. Herr Reitmeister fühlte sich zunehmend besser und erschien wieder an seinem Arbeitsplatz. Selbstverständlich hatte er seinen Kolleginnen und Kollegen eine Menge drollige, aber auch weniger lustige Begebenheiten zu berichten. Und deshalb resümierte er: „Ja, eine Kur hat ihre Licht- und Schattenseiten. Aber das wichtigste Ergebnis für mich ist: Ich habe keinen Rücken mehr.“

# Kurschatten zu Viert

*Ilse Kurtz*

Ein Kurschatten, das ist nach Duden eine Person, die sich während des Kuraufenthaltes einem Kurgast des anderen Geschlechts anschließt.

In der folgenden Geschichte trifft diese Erklärung nicht ganz zu, denn es geht um vier Kurschatten, drei Frauen und einen Mann, die die Nähe Anderer suchen. Keiner strebt nach einer abenteuerlichen Beziehung zum anderen Geschlecht. Es sind alte Leute. Sie hätten vielleicht voneinander keine Notiz genommen, wenn sie nicht vom Restaurantchef an einen Vierertisch platziert worden wären. So werden sie für ein paar Wochen Tischnachbarn.

Diese Vier entsprechen zufällig dem Durchschnitt aller Kurgäste im tschechischen Franzensbad, Kurhotel „Savoy“. Etwa die Hälfte kommt aus Deutschland. Es sind vorwiegend Rentner, meist Frauen. Jeder aus diesem Quartett war über siebzig Jahre alt, zwei aus Weimar, die anderen aus Praha. Man spricht hier nicht darüber, weshalb man eine Heilkur in Anspruch nehmen muss. Viele deutsche Rentner können sich finanziell noch eine Kur leisten. Die zunehmende Altersarmut jedoch wird sich zukünftig auf die Auslastung der Kurbäder auswirken.

Das erste Zusammentreffen der vier Kurgäste am gemeinsamen Esstisch brachte eine große Überraschung. Man konnte sich nicht mittels Sprache verständigen, das mögliche Werkzeug Deutsch oder Tschechisch leider unbrauchbar. Unter vielen Deutschen ist die Meinung verbreitet: ich brauche kein Tschechisch zur Verständigung, tschechische Bürger können Deutsch. Ja, es gab eine Periode, in der Deutschland große Gebiete der Tschechischen Republik annektierte und das Erlernen der deutschen Sprache zur Pflicht machte. Die Prager Kurgäste hatten wohl nicht mehr dazu gehört. Offenbar war das für sie Vergangenheit.

Vom ersten Moment an begegneten sich die vier Tischgenossen höflich, aufmerksam und mit herzlicher Freundlichkeit. So entwickelte sich ganz schnell eine gegenseitige Sympathie. Die Kommunikation beschränkte sich auf das Wesentliche. Und das gelang mit Hilfe von Mimik, Gesten und einigen Wörtern aus dem

jeweiligen kargen Fundus der englischen, deutschen und tschechischen Sprache. Eine sprachgewandte Frau vom Nachbarisch übersetzte manchmal einige Wörter oder Sätze. Das führte zu ausgedehnten Essenszeiten in guter Stimmung. Es wurde viel gelacht. Traf man sich bei medizinischen Behandlungen, beim Stadt- oder Parkbummel sowie in Veranstaltungen, winkte man sich zu, zeigte mit einem Lächeln, dass man zusammengehörte.

Vier Personen aus verschiedenen Nationen harmonierten großartig trotz sprachlicher Barrieren und knüpften eine außergewöhnliche Kurschattenbeziehung. Am Ende des Kuraufenthaltes konnten sie feststellen: wir waren eine tolle Gruppe – und es gibt überall Menschen wie Du und Ich.

## Willkommen und Abschied

*Irene Birkfeld*

Ein Bahnhof ist wie ein großes Theater mit unendlich vielen Darstellern und ständig wechselnden Szenen. Da stehen Menschen in deutlich erkennbarer Unruhe mit erwartungsvollen Blicken in die Richtung, aus der die Ankommenden erscheinen werden. Liebe Verwandte, gute Freunde oder auch die Herzallerliebsten werden freudig, manchmal überschwänglich begrüßt. Umarmungen, Küsse, Freudentränen, alles was zu einer bühnenreifen Begrüßung gehört, wird dem Zuschauer geboten.

Manchmal bekommen derartige Auftritte einen fast komödiantischen Anstrich, wenn nämlich ein Hund dabei eine Rolle spielt. Dann gehört die ungeteilte Aufmerksamkeit des Ankömmlings dem süßen Vierbeiner. Er wird als Erster begrüßt, geherzt, geknuddelt und mit Kosenamen bedacht. Erst danach sind die Zweibeiner dran.

Zu gleicher Zeit auf der derselben Bühne ganz andere Bilder. Rührendes Abschied nehmen – wieder Umarmungen und Küsse, nur liebevoller, inniger, und Tränen – Abschiedstränen. Zärtliche Worte und Versprechungen, dann ein letztes Winken und die Szene ist „gestorben“, wie die Theaterleute sagen.

Zwischendrin immer wieder Menschen, die durch das Bühnenbild huschen, hastig, teilnahmslos und anonym – Statisten eben. Das ganze Stück ist ein gelungener Mix aus Freude, Trauer und komischen Momenten. Und es kostet den Zuschauer nicht einen einzigen Euro Eintritt.



# Einmal Bahnhof und zurück

*Irene Birkfeld*

Von Weitem war nicht eindeutig zu erkennen, ob es sich bei der Person, die sich in höchster Eile dem Bahnhof näherte, um einen Mann oder eine Frau handelte. Beide hätten in diesem dicken Parka stecken können. Die tief herab gezogene Kapuze ermöglichte auch keinen Blick in das Gesicht. Allerdings ließen ein paar heraus hängende blonde Strähnen doch eher eine Frau vermuten, sicher eine noch recht junge. Es war auch nicht die übliche Eile, mit der man dem Bahnhof zustrebt, um seinen Zug zu erreichen. Sie wirkte gehetzt, fluchtartig. Auch das ständige Umschauen nach allen Seiten verstärkte diesen Eindruck.

Dann verschwand sie in der Bahnhofshalle. Verängstigt sah sie sich um und nach längerem Suchen fand sie einen geeigneten Platz – etwas abseits in einer Nische. Dort warf sie die schwere Kraxe ab und setzte sich daneben, einfach so auf den Fußboden. Nach einiger Zeit richtete sie sich auf und entfernte von dem Gepäckstück eine Isomatte, die außen aufgeschnallt war. Auf diese ließ sie sich nieder und lehnte sich zurück. Es schien so, als würde sie für längere Zeit so sitzen bleiben wollen. Es dauerte auch nicht lange, bis ihr Kopf zur Seite sank und sie offenbar fest eingeschlafen war.

„Charlotte!“ Dieser Ruf unmittelbar neben ihr ließ die Schläferin aufschrecken. „Renate“, verwirrt sah sie sich um. „Was machst du denn hier?“ – „Ich habe dich gesucht. Wir alle haben dich gesucht. Schon seit Tagen sind wir unterwegs um dich zu finden. Wo warst du nur und warum bist du abgehauen?“ – „Ich wollte mich nicht rumkommandieren lassen, hatte die Schnauze voll von euren Regeln und Vorschriften. Ich wollte einfach nur frei sein.“

Renate schüttelte den Kopf. „Hast du denn gar nicht überlegt, dass das gefährlich ist, besonders für junge Mädchen? Es treibt sich so viel kriminelles Gesindel draußen rum.“

Charlotte nickte schuldbewusst. „Ich weiß, deshalb hab ich mich auch hier versteckt. Sie haben mich angepöbelt, begrabscht und verfolgt.“

Renate reichte ihr die Hand und half beim Aufstehen. Dann umarmte sie das Mädchen und strich ihm freundschaftlich über die Wange. „Komm mit, Charlotte, es ist besser so. An die Regeln und

Vorschriften wirst du dich gewöhnen. Sie helfen dir ein sinnvolles, strukturiertes Leben zu führen. Wenn du das erst mal eingesehen hast, wirst du uns dankbar sein.“

Charlotte nahm wortlos ihre Kraxe und verließ an der Seite der Sozialarbeiterin den Bahnhof.

# Weggelaufen

*Jan Bretschneider*

Julietta sitzt auf einem Bahnsteig des Hauptbahnhofes der mittelgroßen Stadt W.

Lässig, den drahtigen, schlanken Körper bequem ausgestreckt, soweit es das Geflecht des Sitzes unter ihr zulässt. Ihre langen staksigen Beine betonen enge schwarze Leggings. Sie wartet auf Gleis fünf. Von da soll in zehn Minuten ihr Zug in Richtung Westen abfahren.

Vorübergehende gewinnen den Eindruck Julietta schlafe. Sie hält die Augen geschlossen; ihre gesamte Haltung wirkt entspannt. Sie sieht ein wenig verwahrlost aus. Trägt trotz der sommerlichen Wärme einen Parka, der lässig an ihr herumhängt. Unter einer gestrickten Mütze schauen einige zweifarbige Haarsträhnen zottelig hervor. Wer näher herantritt, könnte den abgeplatzten dunkelroten Lack an ihren Fingernägeln erkennen.

Auf dem Sitz daneben steht Juliettas Rucksack. Sein Äußeres passt genau zu ihr: Unförmig beulig vollgestopft mit irgendwelchen Sachen. Auch die Außentaschen quellen über. Einzig die Trinkflasche steckt in dem für sie vorgesehenen Platz und das Maskottchen hebt sich als weißes Knäuel vom graugrünen Rucksackstoff ab. Es ist die Nachbildung eines Kartoffelkloßes aus Watte; eine Erinnerung an den Besuch im Kloßmuseum in H. , von W. aus wahlweise über den Kleinen und Großen Berg hinweg nach Norden leicht erreichbar.

Julietta sitzt schon eine ganze Weile auf diesem Platz und rührt sich kaum. Sie strahlt Ruhe aus. Doch das täuscht; ihre Gedankenwelt befindet sich noch in Aufruhr. Die letzte Auseinandersetzung mit ihrem Freund Korbinian will nicht aus ihrem Kopf weichen. Beide trafen einst in einer Wohngemeinschaft aufeinander, als sie zum Studium nach W. kamen. Anfangs war es die große Liebe, welche Julietta und Korbinian erfasste. Aber mit der Zeit wandelten sich ihre Ansichten über das Leben. Alltag und Studium fraßen die Liebe allmählich auf. Ihr Streiten wurde gröber und heftiger, Versöhnungen seltener.

Heute Vormittag kam nun der endgültige Bruch. In Juliettas

Gedanken zog die Auseinandersetzung nochmals bruchstückhaft vorbei. Sie saß mit Korbinian beim Frühstückskaffee, verkündete ihm:

Ich höre mit dem Studium auf.“

„Was, bist du verrückt? Nach all der Zeit und Mühe?“...

„Ich hab keine Freude mehr daran. Und dann noch dauernd unser Gestreite!“

„Ach, jetzt bin ich wohl schuld daran, dass du aufhören willst?“

„Nicht unbedingt, so meine ich das nicht. Aber ich brauch was Neues. Das Studieren hier war mir schon länger zu schwierig.“

„Ja, das ist typisch für dich. Wenn es schwer wird, läufst du davon.“

„Und du hast überhaupt kein Verständnis mehr für mich ... Am besten – wir trennen uns.“

„Na klar. Wenn schon, dann ein scharfer Schnitt. Aber so warst du immer, um alle Probleme einen Bogen machen.“

„Korbinian, es reicht ... Ich pack jetzt ein paar Sachen ein und fahre zu meinen Eltern. Die haben mehr Verständnis für mich als du.“

Julietta packte in aller Eile ihren Rucksack, stopfte dieses und jenes hinein, ohne lange zu überlegen. Als die Verschlüsse klapperten, trat Korbinian zu ihr, legte seine Hand begütigend auf ihre Schulter. „Bleib doch erst mal hier. Lass uns in Ruhe über alles reden.“ Julietta wehrte ab. „Wir haben genug geredet. Es bringt nichts mehr. Es ist aus und vorbei. Du wirst auch ohne mich klarkommen. Mach’s gut.“

Eine Durchsage kündigt den Zug an. Er fährt pünktlich ein. Julietta erwacht schnell aus ihren Gedanken, ergreift den Rucksack und steigt in einen der Wagen. Mitten in der Woche ist die Bahn nur mäßig besetzt. Julietta findet sogar einen Platz am Fenster. Langsam verlässt der Zug den Bahnhof. Julietta lehnt sich zurück, schaut auf die scheinbar vorüber fliegende Landschaft. Aber neue Fragen tauchen auf und bewegen sie. Was werden die Eltern zu meinem Entschluss sagen? Und wie wird mein Leben überhaupt weitergehen? Die junge Frau seufzt und lässt sich gen Westen ins Ungewisse fahren.

# Der Pinkler

*Jan Bretschneider*

An der Bahnstrecke von Jena nach Erfurt wurde gebaut. Daher harnte der halbfertige Bahnsteig von Jena West noch seines Daches und der Sitzbänke. In dichten Knäueln standen die potenziellen Fahrgäste und lauerten auf den Zug nach Erfurt. Mitten unter ihnen ein junger Mann, Michael Effenberger, salopp gekleidet, Dreitagebart, misshütig gestimmt. An seiner linken Seite stand ein abgewetzter Vulkanfiberkoffer. Darin verwahrte er die Utensilien, die er für die zu absolvierende Präsenzwoche im Fernstudium an der Fachhochschule Erfurt als unbedingt notwendig hielt.

Effenbergers Gesicht verdüsterte sich, wenn er an die Klausur dachte, welche die Präsenzwoche einleitete. Außerdem spürte er ein sich langsam steigendes Bedürfnis. Aber eine Toilette gab es auf diesem hässlichen Bahnhof schon lange nicht mehr.

Als Michael Effenberger die Durchsage vernahm, dass sein Zug Verspätung haben würde, sank seine Laune auf einen neuen Tiefpunkt. Hörbar die Luft ärgerlich ausstoßend beschloss er, eine rauchen zu gehen. Die Raucherinsel war bereits eingerichtet und befand sich nur einige Meter entfernt. Also ließ er den schäbigen Koffer stehen und behielt ihn im Auge, während er die ersten Züge aus seiner Zigarette genoss.

Da bemerkte er, wie sich ein kleiner, auffällig schwarz-weiß gemusterter Hund zwischen den Beinen der Umstehenden hindurch schlängelte. Zielsicher, als wäre er mit einem Auftrag unterwegs, strebte der Hund auf Effenbergers Koffer zu. Er beroch ihn genüsslich von allen Seiten. Dann hob er das rechte Hinterbein und harnte mit einem kräftigen Strahl an das Gepäckstück.

Effenberger hatte den Frevel gesehen, war aber zunächst wie gelähmt und starrte auf den bepinkelten Koffer. Dann aber packte ihn die Wut. „Du elendes Hundeschwein! Warte nur!“ brüllte er los. Doch der Hund dachte nicht daran zu warten. Gemütlich trottete er davon und verschwand zwischen den Beinen der herumstehenden Leute. Einige sahen verwundert auf den Brüller. Sie hatten von dem Hundetier und seiner Unart gar nichts mitbekommen.

Michael Effenberger überwand seine Starre. Sein Bedürfnis nach einer Toilette schwand. Ungeachtet der noch glimmenden Zigarette hetzte er dem Hund nach, sich rücksichtslos mit

ausgefahrenen Ellenbogen durch die Menschenmassen drängelnd. Aber außer wütenden Bemerkungen brachte ihm die Verfolgungsjagd nichts ein. Der Hund war weg und der Zug fuhr ein. Ratlos schaute Effenberger den nun leeren Bahnsteig entlang. Im letzten Moment sprang er in einen Wagen; hinter ihm schloss sich sofort automatisch mit lautem Knall die Tür.

In diesem Augenblick fiel ihm sein Koffer ein. Erneute Wut flammte auf. Aber sein verzweifeltes Rütteln an der Türklinke nützte ihm nichts. Machtlos musste Effenberger zusehen, wie der Zug an seinem einsam dastehenden Koffer vorüber rollte. Allmählich aber machte die Wut nüchterner Überlegung Platz. Michael Effenberger suchte den Zugbegleiter und schilderte einigermaßen gefasst die Situation. Der Beamte verständigte sofort das Bahnhofspersonal und dieses sicherte umgehend das Behältnis. Nicht auszudenken, wenn das scheinbar „herrenlose Gepäckstück“ als terroristische Bedrohung einen Polizeieinsatz hervorgerufen hätte.

Das Pech verfolgte Michael Effenberger jedoch nicht weiter. Er befand sich in einer Regionalbahn und konnte auf der nächsten Station, Großschwabhausen, aussteigen. Bald kam ein Gegenzug, der ihn nach Jena zurückbrachte. Dort nahm er froh und erleichtert seinen Koffer in Empfang, bedankte sich und wartete geduldig auf den nächsten Zug nach Erfurt. Der unverschämte Hund ließ sich nicht mehr blicken und die Bahn ein wenig auf sich warten.

Die Zeit gab Michael Effenberger Gelegenheit, eine kleine Bilanz zu ziehen. In Abwandlung des Sprichwortes „Was man nicht im Kopf hat, muss man in den Beinen haben“. Er resümierte: „Was man nicht im Kopf hat, muss man zumindest in den Rädern haben.“

# Auf Reisen

*Brunhilde Jentsch*

## Griechenland

Es war die erste Reise nach der Wiedervereinigung in ein Land, wohin wir bis dahin nicht reisen durften. Aber egal, auf welchem Kontinent sich das Reiseziel befindet, die landestypischen Sitten und Bräuche sind uns oftmals fremd.

Mit einigen Freundinnen hatte ich mir vorgenommen, besonders auch ländlich-sittlich zu speisen. Bloß nicht jeden Abend im Hotel essen, sondern in kleine griechische Kneipen und Tavernen einkehren, wo Fisch auf dem Speisezettel steht. Wir fanden eine Taverne nach unserem Geschmack. Es war noch ziemlich früh am Abend und wir waren die ersten Gäste. Bei den Einheimischen ist es nämlich üblich, sich später zum Abendessen zu treffen.

Da wir sehr durstig waren, aber noch kein Kellner in Sicht, sahen wir uns eine auf dem Tisch stehende Glasschale genauer an. Sie war mit Wasser gefüllt, in dem Minzblätter und Zitronenscheiben schwammen. Daneben standen Trinkgläser. Das sah sehr einladend aus. Kurzentschlossen griff ich mir ein „Schöpfglas“ und füllte die anderen Gläser. Uns schmeckte dieses kühle Wasser, das wir mit Saft aus den Zitronenascheiben angereichert hatten.

Man stelle sich vor, mit welchen Augen der Kellner uns vier Frauen betrachtete. Die Schüssel und die Gläser waren leer. Er kam an unseren Tisch, nahm die Schüssel und bewegte die Hände in der Schüssel so, als ob man sie wäscht. Ohne die griechische Sprache zu beherrschen, hatten wir verstanden. Zuerst schämten wir uns. Aber dann konnte ich mich nicht mehr beherrschen und prustete vor Lachen los. Erst als die anderen einstimmten, lächelte auch dieser freundliche Grieche. Es wurde ein lustiger Abend.

## Ungarn, im Thermalbad

„Sie habe ich schon öfter beim Zuhören an dieser Stelle gesehen“, wurde ich im Thermalbad von einem Herrn angesprochen. „Ja“, sagte ich, „mir gefällt dieser Gesang sehr, auch wenn ich den Inhalt nicht verstehe.“ Er erklärte mir, dass es Tschechen seien, die sich jeden Vormittag hier zum gemeinsamen Singen einfinden. „Hören Sie dieses Lied. Das hatten die tschechischen KZ-Häftlinge vor der Gaskammer in Theresienstadt gesungen. Selbst in ihrer schwersten Stunde drückten sie so ihren Zusammenhalt aus und gaben den Schwächeren unter ihnen Kraft.“

Aber es waren nicht nur getragene und ernste Lieder, die wir hörten. Bei manchen übersetzte mir mein neuer Bekannter den wesentlichen Inhalt.

An einem der nächsten Vormittage stand ich wieder an der bewussten Stelle, hörte aber keinen Gesang. Was war geschehen? Mein Gesprächspartner kam verspätet, mit traurigem Gesicht und bemerkte nur: „Wir werden sie nicht mehr singen hören.“ Seine Erklärung: Einige deutsche Gäste beschwerten sich bei der Badeaufsicht. Sie fühlten sich von dieser Singerei belästigt und verlangten, dass sie abgestellt wird. Und so geschah es.



# Bruderländer

*Brunhilde Jentsch*

Es muss wohl in der Zeit gewesen sein, als es so etwas wie Bruderländer gab. Jeder, der diese Zeit erlebte, weiß, was mit diesem Begriff gemeint war. Allerdings fragte ich nie danach, warum es keine Schwesterländer gab. Das war wohl so nicht vorgesehen.

Bulgarien war so ein bildschönes Bruderland. Da schien die Sonne häufig und der Wein war billig und schmeckte süß. Auch deshalb fuhr man öfter hin. Und wie gesagt, wir waren verbrüdet. Andere Leute, die nicht direkt verbrüdet waren, fanden das Land ebenfalls schön. Sie reisten aus dem Westen an und erfreuten sich großer Beliebtheit, nicht zuletzt wegen der Devisen.

In Bulgarien gibt es unter anderem jede Menge Altertümer zu besichtigen. Ich arbeitete damals als Reiseführerin und hätte mich lieber an den Strand gelegt, als mit dem Bus bei hochsommerlichen Temperaturen in das Rila-Kloster zu fahren. Aber Pflicht ist Pflicht. Den Mönchen unter ihren langen Gewändern müsste es bestimmt noch heißer sein. Wie hält man so etwas aus? Mönche sind wohl doch besondere Menschen. Über solche Gedanken verpasste ich den Bus. Als ich aus dem Mittelalter in die Neuzeit trat, war die Straße leer. Kein Bus. Ich allein in diesem Bruderland ohne schwesterliche Gedanken. Unter diesen Umständen half nur Improvisieren. Das konnten wir DDR-Leute.

Da lag also so ein junger Kerl unter einem klapprigen Auto und versuchte es in Gang zu setzen. Er sah aus wie ein Mönch ohne Bart. Normalerweise spreche ich so leicht keine fremden Männer an – und junge schon gleich gar nicht. Aber so ganz weit entfernt von jeder Zivilisation trieb mich wohl die Verzweiflung zu dieser Kühnheit. Ob er nicht zufällig nach Varna führe und mich mitnehmen könne, radebrechte ich mit Händen und Füßen, unterstützt von meinem aus der Versenkung geholten Schul-Russisch. Der junge Mann sah mich nicht sehr brüderlich an, eher so, als hätte er vermutlich eine Verrückte vor sich. Dann öffnete er den Schlag und mit einem Wink forderte er mich zum Einsteigen auf. Das war dann schon unsere Konversation. So unter Brüdern und Schwestern. Die Fahrt gab mir Gelegenheit, meine Vorurteile und andere Muster zu überprüfen, denn sie verlief ja schweigsam. Ich fuhr also mit einem wildfremden jungen Mann in diesem Bruder-

land durch die Gegend und wusste nicht einmal genau wohin. Ich verfluchte meinen schwesterlichen Leichtsinnsinn. An sich bin ich von Natur aus optimistisch. Es wird schon gut gehen ... Aber ich sollte mich täuschen.

Plötzlich hielt der junge Mann an. Diese bulgarischen Bruderländer-Autos! Das Auto war nicht kaputt. Wenn es nicht kaputt war, was wollte er dann? Ich sollte aussteigen. Und als er um das Auto herumging und aus dem Kofferraum eine Decke holte, dachte ich: „Das war’s dann wohl. Jetzt wird’s richtig brüderlich-schwesterlich.“ Als er dann eigenartig lächelnd mit einem großen Krummdolch vor mir stand und mich auf die Decke komplimentierte, ergab ich mich in mein Schicksal. All diese Vorurteile von heißblütigen, brünstigen, mörderischen Südländern schossen wie Blitze in meinen Kopf. Die Realität stand jetzt vor mir, mit einem riesigen Dolch in der Faust und einer einladenden Decke hinter sich. Aus und vorbei. Der junge Mann musterte mich von oben bis unten und lächelte wieder. Er spürte meine Angst und schien sich ein bisschen lustig über mich zu machen. *Auch das noch. Mach schon, bring’s hinter dich, mach’s kurz, murks mich ab. Aber lach mich nicht noch aus.*

Da griff der Mann erneut hinter sich in den Kofferraum, zauberte mit einer eleganten Bewegung eine riesige Melone hervor, hieb sie mit einem gut gezielten Schlag mitten entzwei und reichte mir mit einer höflichen Verbeugung eine Hälfte. Er sagte ein Wort, das ich nicht verstand. Wahrscheinlich „*Bitteschön*“ auf bruderländisch. Vielleicht hieß das aber auch „*Dumme Pute*“ oder so ähnlich. Ich habe es nie herausgefunden.

Die Melone schmeckte hervorragend. Noch nie im Leben habe ich eine Melone so genossen. Weiter ging die Fahrt. Wieder schweigend. Ich ein bisschen nachdenklicher. Dinge wie Bruderländer, Vorurteile und was man so über Andere denkt, gingen mir durch den Kopf. Bis man auf die Realität stößt.

# Der Fischer am Baikalsee

*Waltraut Teichmann*

Es war einer der schönsten Augenblicke in meinem Leben – die Entdeckung des Baikalsees. Die Schönheit der mächtigen Berge, die den See umgeben, als wollten sie ihn beschützen.

Die märchenhafte Natur nahm mich gefangen und versetzte mich in einen Reichtum von Gefühlen. Mal war ich freudig erregt, mal nahm ich meine Umwelt ganz still in mich gekehrt auf. Die Sonnenstrahlen auf dem glitzernden Wasser führten hin zu einem Geheimnis, das der See in seinen Tiefen zu verbergen schien.

An einem herrlich warmen Sommertag führte uns der Weg am Ufer des Baikalsees entlang zu Petja, einem urwüchsigen, alteingesessenen russischen Fischer, der unsere Gruppe zum traditionellen Baikar-Picknick eingeladen hatte. Freundlich begrüßte er uns alle mit kräftigem Handschlag, verteilte Sitzmatten und wir ließen uns im duftenden Gras gemütlich nieder, umschwärmt von Insekten, die ihre Nahrung in den bunten Wiesenblumen suchten. Die Luft flimmerte von Wärme und Sonnenlicht und über dem Feuer hing ein Kessel mit herrlich duftender Ucha, einer typisch sibirischen Baikar - Fischsuppe.

Wir kamen aus dem Staunen gar nicht raus, mit wie viel Mühe sich Petja auf unseren Besuch vorbereitet hatte. Der sibirische Tisch, in unserem Fall war es ein auf der Wiese ausgebreitetes großes blaues Tischtuch, ist ohne lecker schmeckende Piroggen, gefüllt mit Beeren, Reis, Kohl oder anderen Zutaten undenkbar. Auch andere köstliche, traditionelle Speisen waren reichlich vorhanden. Besonderen Zuspruch fanden die äußerst schmackhafte Fischsuppe und der bestens geräucherte Omul. Er ist neben Schleien, Renke und Charius der delikateste Fisch, den es nur im Baikalsee gibt. Dazu aßen wir selbst gebackenes Brot und tranken reichlich Wodka (auch *Woditschka* – Wässerchen genannt).

Während des Essens erzählte Petja vom harten, entbehrungsreichen, aber auch vom schönen und zufriedenen Leben der Fischer am Baikalsee. Das Fischen im fünfundzwanzig Millionen alten und größten Süßwassersee der Erde, mit einer Fläche von fünfunddreißigtausend Quadratkilometern und einer Tiefe von tausendsechshundertsiebzehn Metern ist für sie zur Gewohnheit geworden wie für ihre Väter, Großväter und Urgroßväter, die auch schon Fischer waren.

Der Baikalfischer angelt nicht; er legt Netze aus. Frauen im Boot werden nicht geduldet. Sie vertreiben die Fische, sagt man. Es gibt ein altes sibirisches Sprichwort: „Ein Weib im Boot hat nichts zu suchen, ob sie will oder nicht, sie riecht nach Bratpfanne.“

Nach vielen informativen Gesprächen, sehr gutem Essen und Trinken, verlief der Nachmittag voller Fröhlichkeit und in bester Laune. Die russische Sprache war uns noch aus der Schulzeit mehr oder weniger geläufig und so sangen wir gemeinsam in lustiger und angesäuselter Runde russische und deutsche Volkslieder, begleitet von einem Akkordeonspieler.

Ein großes Dankeschön ging an unseren Fischer Petja für diese wunderbare, sicher für uns alle, unvergessliche Begegnung. Mit einer freundschaftlichen Umarmung, etwas Wehmut im Herzen, fiel uns der Abschied sehr schwer. Wir wünschten uns gegenseitig alles Gute für eine friedliche Zukunft und für die Fischer vom Baikalsee für immer „Petri Heil.“

# Limericks

*Irene Birkfeld*

## Auf Jagd

Noch bevor es anfang zu tagen,  
zog ein Bayer aus um zu jagen,  
selbstgefällig und stolz.  
Plötzlich knackt es im Holz  
und ein Bär hält ihn fest am Kragen

## Anglerglück ?

Ein Angler einst am Weiher stand,  
die Angelrute in der Hand.  
Die Angelrute zuckte,  
der Angler dumm nur guckte -  
den Haken bloß ein Stiefel fand.

## Lehrstück

Ein Banker aus Nordrhein-Westfalen  
war ständig am Protzen und Prahlen:  
mein Haus, Meine Bank –  
dann wurde er krank.  
Konnt nicht mal den Arzt mehr bezahlen.

# Limericks

*Hellmut Güttler*

## Honigbiene

Im Walde fliegt die Imme frei,  
heut ist ihr alles einerlei  
welch Honig sie erhascht -  
die Königin vernascht  
doch alles für ihr Konterfei.

## Baumfrucht

Es fiel vom hohen Pflaumenbaume  
am Sonntagmorgen eine Pflaume  
gerad in dem Momang  
als Paul aufs Rad sich schwang.  
Die traf ihn hart, er liegt im Traume.

## Gewitzt

Spatzenpapa sagt zum Spätzchen:  
„Siehst du dort, mein liebes Schätzchen,  
diese Körner liegen?  
Wollen wir sie kriegen,  
tricksen wir es aus, das Kätzchen

## Amateur

Gustav, ein hochgelehrter Mann,  
fing eines Tags zu Malen an.  
Er ging, wo alle nackt  
und malte einenAkt,  
impressionistisch, so er kann.

## Analyse

Hirogana ist Japanisch.  
Silbenschrift - rein kleptomatisch  
würd gern ich sie klauen  
um Neues zu erbauen:  
für Limericks, ganz irlanisch

## 5 Wenn Gegenstände sprechen könnten

### Aus dem Urlaubstagebuch

*Ilse Kurtz*

Hurra, ich habe gewonnen! Das Begutachten, junge Leute nennen das Casting, fiel zu meinem Gunsten aus. Ich darf mit ins Ausland in den Urlaub fahren. Meine vier Artgenossen müssen zu Hause bleiben. Dabei hatte ich nur geringe Hoffnung; ich kannte vorher die Kriterien der Auswahl nicht. Wie ich mitbekommen hatte, war ein Schwerpunkt das Gewicht. Alte Leute haben nicht mehr die Kraft, schweres Gepäck zu tragen. Den Umfang an Garderobe zu reduzieren, verbietet aber ihre Eitelkeit.

Natürlich wurde ich auch aus ästhetischen Gründen ausgewählt. Ich bin tatsächlich schön und passe mit meinen dezenten Farben zu den verschiedenen Farbtönen der Kleidung. Mein Streifenmuster macht mich außerdem interessant. Leider gibt es zur Farbe meiner Hülle keine Übereinstimmung. Warum verlieren Menschen oft gerade diesen Teil von mir. Diese Schlendriane! Meinen Mitbewerbern erging es diesbezüglich nicht besser. Sie umhüllten sich auch mit einem schäbigen Provisorium. Vielleicht gewann ich den Test auch nur meines eigentlichen Wertes wegen, nicht Geldwert, sondern Gebrauchswert. Ich lasse mich leicht aufspannen, Automatik nennt man das. Und dann bin ich ein großer, gut schützender Regenschirm.

Tage später. Die Anreise mit meiner Schirmherrin zum Urlaubsort verlief problemlos. Das Städtchen Franzensbad sowie das Kurhotel gefielen mir auf Anhieb. Gewiss werde ich mich in den vierzehn Tagen Aufenthalt in diesem schönen Umfeld wohlfühlen.

Nach zwei Wochen. Dass ich in der ganzen Urlaubszeit ein unentbehrliches Utensil sein würde, hätte ich nicht erwartet. Immer wieder hat es geregnet. Außerhalb des Hauses habe ich meine Fähigkeiten voll entfalten können. Zwischendurch gönnte man mir eine Erholungspause. In der Duschkabine entledigte ich mich des vielen Wassers und konnte in Ruhe trocknen. Auf Wunsch wurden die Räume beheizt, obwohl nach Kalender sommerliche Temperaturen herrschen sollten.

Meine Dienstherrin war zum Glück vernünftig. Statt Natur erleben standen Konzertbesuche auf dem Programm. Ich habe sie dahin insgesamt sieben Mal begleitet. Etwas traurig machte mich die Tatsache, dass ich nur das Wasser von oben abhalten konnte. Kleinere und größere Pfützen auf den Parkwegen umliefen wir problemlos.

Was aber wäre gewesen, wenn meine Herrin wie tausende Menschen aus Tschechien und Deutschland Opfer der Flutkatastrophe geworden wäre? Welchen Wert hätte ich, ein Automatikschirm, gehabt?



# Die neue Schrankwand

*Waltraut Teichmann*

Eine neue Zeit war angebrochen und so musste auch eine neue Schrankwand her. Die alte „Presspappe“ hatte nun ausgedient. Da ich noch zur werktätigen Bevölkerung gehörte, sollte sich mein nicht mehr arbeitender Ehemann darum kümmern. Die neue Schrankwand sollte schön sein, aus Holz, geräumig und zu den anderen Möbeln passen. Am Abend fragte ich, wann ich sie mir ansehen kann. „Übermorgen wird sie geliefert.“ Ich war ziemlich sauer, denn neugierig wie ich nun mal bin, dauerte mir das viel zu lange.

Am übernächsten Tag stand sie da in voller Pracht und Größe und ich konnte nur sagen: „So ein Monster, viel zu wuchtig. In den unzähligen Ecken, Kanten und Rillen ist Staub wischen viel zu zeitaufwändig.“ Ich schaute sie unfreundlich an und meinte voller Groll: „Nie werde ich mich an dich gewöhnen.“ Mein Mann lenkte ein und wollte das Staub wischen übernehmen. Da erklang ein Ächzen und die Schrankwand blickte verständnislos und traurig zu mir herüber und kaum hörbar vernahm ich diese Worte: „Warum schimpfst du nur ununterbrochen mit mir? Ich hab all‘ deine Wünsche erfüllt. Ich bin aus Holz und modern, sehr geräumig und praktisch. Preiswert und schön bin ich auch, denn schließlich war ich bis zum Verkauf ein halbes Jahr als Muster ausgestellt.“ – „Und trotzdem werden wir niemals Freunde und eines Tages fliegst du wieder raus.“ Die Schrankwand reagierte gelassen: „Kommt Zeit, kommt Rat.“

Als beim Umzug zwei der schön gewölbten Scheiben in den Türen entzwei gingen und durch glatte ersetzt werden mussten, war mein Kommentar: „Na, nun siehst du völlig bescheuert aus.“ – „Freu dich nicht zu früh“, kam leise die Stimme aus dem Hintergrund. Mein Mann hatte schon längst seine Zusage zum Staub wischen vergessen. Mürrisch übernahm ich jedes Wochenende die Säuberung und die Schrankwand dankte es mir mit ihrem strahlenden Anblick. Als mein Mann mich nach langer Krankheit für immer verlassen hatte, sah ich nachdenklich zur Schrankwand. „Auch wenn ich dich bis heute nicht leiden kann, bist du so etwas wie ein Erinnerungsstück für mich geworden.“

Wieder einmal suchte ich verzweifelt und fluchend etwas in meinem nicht sehr geschickten Möbelstück, fand nichts und schob sehr heftig und wütend die Tür zu. Da reichte es ihr endgültig. Ohne ein Wort tat es einen fürchterlichen Knall. Innen hatte sich die Glasscheibe, auf der die Gläser standen, aus der Verankerung gelöst und fiel auf die darunter stehenden Gläser. Zum Glück hielt sich der Schaden in Grenzen. Mein Ärger aber war grenzenlos. Fast hätte ich mich entschuldigt, was mir letztlich dann doch nicht im Traum einfiel.

Eines hatte sie aber erreicht. Ich machte seit dieser Zeit ihre Türen und Schubfächer leise und vorsichtig zu.

Meine Schrankwand erlebte doch noch ihren großen Auftritt. Unser Haus wurde renoviert. Die Heizung im Hausflur, die bisher an der Seite meiner Stubenwand angebracht war und im Winter den kalten Luftzug der Tür abhielt, wurde auf die gegenüberliegende Seite verlegt.

Im darauf folgenden Winter saß ich meiner Schrankwand gegenüber und wir führten folgendes Gespräch: „Wenn du auch ein Monster bist, freue ich mich jetzt doch, dass ich dich habe. Mit deiner Breite und Höhe milderst du nämlich wesentlich die Kälte der Wand ab. Das ist gut für mich und ich habe deshalb beschlossen dich zu behalten.“

„Siehste, siehste“, hörte ich murmeln und mir kam es fast so vor, als könnte ich ein leichtes Schmunzeln sehen.

# Plausch im Wald

*Ursula Kauert*

Hallo, wie geht's dir heute Morgen? – Na ja, ganz gut. Ich bin so froh, dass es endlich mal geregnet hat. Es war zwar nur eine kleine Dusche, die ging nicht einmal bis an meine tiefen Wurzeln. Der Durst durch die anhaltende Trockenheit war in letzter Zeit kaum auszuhalten. Nur gut, dass wir schon so alt sind, sonst müssten wir uns Sorgen machen wie es weitergeht.

Was bedrückt dich denn, wollte die freundliche Nachbarin wissen. – Die Dürre ist nicht mein einziges Problem. Bei mir kommt noch diese Käferplage dazu. In meinem Stamm hat sich eine Borkenkäferfamilie eingenistet, die nagen alle regelmäßig an meinen Nerven. – Das ist ja schrecklich, meine Gute. Ich würde dir gern beistehen, doch leider sehe ich keinen Ausweg.

Das ist das Schlimme – wir können da nichts machen. Die Borkenkäfer wandern von meinem Stamm bis hoch zur Krone. Damit haben sie überhaupt kein Problem, wegen der Trockenheit. Was du nicht sagst, davon wusste ich gar nichts. Die Nachbarin seufzte tief. Du musst aufpassen und dich wehren, dass sie nicht zu dir kommen. Du weißt ja gar nicht wie schnell die sich vermehren. Wenn bei mir kein Platz mehr ist, fallen sie bei dir ein. – Das wäre furchtbar. Aber vielleicht können uns die Menschen in den grünen Uniformen helfen, die so oft unter uns umherlaufen, meinst du nicht? – Ich weiß nicht, ob sie es schaffen, denn von der Krone aus habe ich gesehen, dass schon große Flächen unserer Schwestern regelrecht abgestorben sind. – Das sind wirklich keine guten Aussichten für unsere Zukunft – Wie recht du hast.

# So wie das Leben

*Hellmut Güttler*

Sie waren beisammen am Frühstückstisch. Frisch gewaschen fühlten sie sich richtig wohl. Ausgeruht und fröhlich standen sie nun da und erfreuten sich des himmlischen Lichts, das in schöner, rötlicher und glitzernder Harmonie durch die großen Fenster hereinkam und vom Garten her den Raum in ein helles Strahlen versetzte. Nichts Vergleichbares schien die beiden Liebenden, die sehr nahe beieinander standen und sich ganz sacht ein wenig berührten, zu stören. Sie konnten sich tief in die Augen sehen.

„Ach, Liebster“, sagte Lisbeth zum Ottokar, „könnten wir doch immer so nahe zusammen stehen und unsere Gedanken über unsere hellen geliebten Gesichter austauschen.“ Ottokar erwiderte traurig und betrübt: „Ich werde bald verrückt, wenn ich dich nicht einmal umarmen und dir auf deinen süßen, sanften leuchtend roten Mund einen Kuss hinterlassen darf, der in Ewigkeit auch mir, dann auf meinen Lippen brennen würde.“

„Alter Charmeur“, erwiderte sie, „rücke doch ein Stückchen näher. Mir könnte es guttun und ich würde dich nicht abweisen. Im Gegenteil, mir würde es sogar gefallen. Allerdings, du weißt doch ganz genau, dass Opa Gustav es nicht dulden würde, dieser misstrauische und eifersüchtige Hänfling. Er schielt schon wieder aus der Küche herüber“, zischte sie leise, „hoffentlich kommt er nicht angewackelt und schiebt mich zur Seite, weil er dich benutzen möchte. Oma Clodi jedoch ist glücklich, denn sie liebt mich über alles und braucht mich jeden Tag.“

„Das glaube ich, denn sie lässt dich nicht aus den Augen solange ich bei dir stehe, damit ich dir, du, meine große Liebe, nicht zu nahe treten kann. Sie denkt wohl, das könnte böse ausgehen, wenn du fällst.“ – „Um Gottes Willen, ein gefallenes Mädchen, da wäre ich am Ende.“ – „Ach du, meine liebe kleine hübsche Träumerin“, lachte er belustigt. „Was du dir alles so ausdenkst. Von einem Kuss ist noch nie jemand ins Kindbett gekommen.“ – „Woher weißt du das denn so genau“, lächelte sie zurück, „es heißt doch auch, wo die Liebe hinfällt‘... - „O nein, du Heißgeliebte, da gehört viel, viel mehr dazu als ein banaler Kuss. Er ist das erste Zeichen, dass sich die Seelen von zwei unterschiedlich geformten menschlichen Wesen nähern und in totaler Harmonie sich verbinden wollen mit

dem Wunsch, ein gemeinsames, erfülltes, sinnvolles Leben in Frieden und in einer Familie zu führen.“

„Ach, mein liebster, guter Ottokar“, rief sie, indem sie ihn sehnsuchtsvoll anschaute. „Wie klug du doch bist und wie wundervoll du mir alles erklären kannst.“

„Nein, nein, mein Herzchen“, erwiderte er plötzlich mit einem sehr traurigen Blick. „Was wir sind ist gleich vorbei, oh, oh ... Ich sehe Schlimmes voraus“, rief er und ‚ich liebe dich über alles ...‘.“

Zwei wunderschöne Porzellantassen mit den Bildnissen von Lisbeth und Ottokar, den Ururgroßeltern, stürzten vom Tisch auf die harten Bodenfliesen und zerbarsten in viele, viele kleine Bruchstücke.

Olaf und Petra waren, sich küssend und rückwärts bewegend, an den Küchentisch gestoßen und hatten die „Katastrophe“ ausgelöst. Doch Oma Clodi lachte nur und näherte sich dienstefrig mit der Kehrriechschaukel samt Handfeger und vereinte die Scherben, die, nun über das junge Paar, das Glück ins Haus bringen sollen. So die Hoffnung. Sanft und liebevoll sagte sie: „Seid nicht traurig, ihr beiden. Es waren nur zwei Tassen. Ich lasse sie erneuern.“

# Unvergessenes Glück

*Irene Birkfeld*

Ein leises Klirren lässt die Hausfrau aufhorchen. Sie schaut her zur Vitrine, in der ich stehe, umgeben von vielen anderen Gläsern verschiedenster Größen und Farben. Sie glaubt wohl, eine Erschütterung habe das Geräusch verursacht, aber das war ich, ich zittere vor Aufregung.

Seit Tagen bemerke ich eine hektische Betriebsamkeit im Haus und ich weiß, was das bedeutet – ein großes Fest wird vorbereitet. Ja, vielleicht darf ich dann auch mit auf die Festtafel, im Licht des Kronleuchters funkeln und strahlen so wie früher.

Es ist schon so lange her, dass ich dabei sein durfte, zusammen mit meinen fünf Geschwistern. Wir wurden von den Gästen bewundert und bestaunt, unsere edle Gestalt und der kunstvolle Schliff, der uns in den schönsten Farben leuchten ließ. Wir wurden mit den teuersten Getränken gefüllt, Champagner aus Frankreich und Sekt von der Krim. Und der Klang, wenn man mit uns anstieß, war unbeschreiblich schön, wie Musik und alle Gäste waren davon entzückt.

Durch den Übermut mancher Besucher, die Unachtsamkeit der Kinder, die beim Abspülen halfen oder auch ein Versehen der Hausfrau selbst ging mit der Zeit ein Glas nach dem anderen zu Bruch, bis am Ende ich als einziges übrig geblieben war.

Seitdem stehe ich in der Vitrine und muss mit ansehen, wie andere, viel weniger wertvolle Gläser auf dem weißen Tafeltuch platziert werden. Als wir noch zu zweit waren, wurde auch manchmal aus uns getrunken, nicht an der großen Festtafel, nein, an einem Tischchen am Kamin, das war sehr romantisch.

Gelegentlich nimmt mich die Hausfrau vorsichtig in die Hand und sieht mich wehmütig an. Dann staubt sie mich ab und stellt mich zurück in die Vitrine. Was soll sie auch mit einem einzelnen Sektglas anfangen. Ich würde trotz meiner Schönheit nicht zu den anderen passen.

Aber vielleicht geschieht doch noch ein Wunder. Es könnten ja so viele Gäste kommen, dass die Gläser nicht reichen oder ein ganz besonders verehrungswürdiger Gast bekäme mich, sozusagen als

Auszeichnung. Solche oder ähnliche Gedanken gehen mir seit Tagen durch den Kopf und lassen mich vor Aufregung zittern.

# Nächtliche Unruhe

*Mario Röhms*

„Hatschi, dieser Staub aber auch hier überall, ständig muss man, hatschi, niesen und der Kerl sitzt nur und schreibt und schreibt, dann fällt er müde ins Bett und Unsereiner kann sehen wie er zurechtkommt.“

Ich sehe verschlafen gähmend auf den Wecker. Oh Mann, drei Uhr dreißig, das darf doch wohl nicht wahr sein. Dieses Schimpfen und Gezeter muss ich wohl geträumt haben, aber ich bin doch allein zu Haus. „Von wegen, allein und träumen, hatschi. Und wir, was ist mit uns?“

Ich schalte die Leuchte neben meinem Bett an und sehe mich desorientiert nach dieser erbosten, nervigen Stimme um, die scheinbar vom Regal gegenüber herüber dringt. Aber da ist immer noch niemand, wie denn auch. Nur die Bücher und Steinpaule und Wurzelfred. Aber das sind Gegenstände, unbelebte Dinge und die können nicht sprechen, wie die Kinder es glauben und schon gar nicht mitten in der Nacht ein solches Theater veranstalten.

„Du wirst dich noch wundern, wir können, stimmt's, Wurzelfred? Das war bisher noch gar nichts und jetzt sag doch auch mal was und sei nicht so maulfaul.“

„Wir sind keine Dinge, Utz, wir haben einen Namen, den du uns selbst gegeben hast.“

Jetzt bin ich mir beinahe sicher, dass ich noch schlafe, diese zweite, leisere Stimme kann ich nur träumen. „Ich bin der Steinpaule und neben mir ist der Wurzelfred, Wir sind sehr real wütend. Als Junge hast du dich nämlich oft mit uns unterhalten und dabei auch den Staub, hatschi, abgewischt und jetzt lässt du uns links liegen. Bist dir wohl mittlerweile zu fein oder aber zu beschäftigt? Wir können sehr wohl hören, sehen und sprechen.“ - „Damals hast du freundlich grinsend nachgefragt, ob wir dich von unserem bisherigen Zuhause, der Ostsee, nach Thüringen begleiten möchten und wir sind gern mit dir gekommen oder etwa nicht?“

„Okay, okay, ihr habt ja Recht“, höre ich mich sagen und glaube es beinahe selbst nicht. Halb Vier in der Nacht spreche ich mit einem schimpfenden Stein und einem Stück Wurzelnrinde. „Entschuldigung. Gleich morgen früh wische ich Staub, versprochen und die



Musik dazu dürft ihr aussuchen. Jetzt aber lasst mich bitte weiterschlafen, sonst wache ich zu spät auf und es wird wieder nichts.“ „Abgemacht. Und übrigens: Einen Wecker wirst du nachher nicht wirklich brauchen, stimmt's, Wurzelfred?“

# Limericks

*Mario Röhm*

## Sorgen eines Rades

ein rad hat länger nicht mehr rund sein wollen  
es schmolte, musste stets für andre rollen  
das hatte es satt  
und machte sich platt  
ist kantig nun und eckig, die andern grollen

## Rivalen

eine Maus namens Frank hieße lieber Klaus  
der Umstand trieb sie aus ihrer Höhle raus  
dort stand die Katze  
hob ihre Tatze  
mit Frank alias Klaus ist es jetzt aus

## Ruhestörung

ein vereinzelter Regentropfen  
hört einen Wasserfall laut klopfen  
denkt wie er das macht  
geht's wohl die ganze Nacht  
wird sich die Ohren rasch verstopfen

## Hochzeit im Aus

ein Vogel wollte Hochzeit machen  
vom Pech verfolgt bei solchen Sachen  
hat er jetzt eine Braut  
doch die hat ihn beklaut  
der Priester findet das zum Lachen

## 6 Tiergeschichten und Fabeln

### Gänseliesl

*Ursula Kauert*

Frühjahr 1957 – es war Mai. Meine Mutter trug mir an, zehn Gänse aus der ersten Brut anzuschaffen, deren Versorgung und Betreuung ich übernehmen sollte. Es war mein letzter Sommer zu Hause auf dem Hof. Ab September wollte ich meine Lehre beginnen. Ich war nicht sonderlich begeistert und das sah mir meine Mutter auch an. Sie sagte: „Solltest du alle zehn Gänse bis zum Herbst durchbringen, kannst du eine Gans verkaufen und das Geld für deine Ausstaffierung zum Lehrbeginn verwenden.“

Gesagt – getan. Zehn kleine niedliche gelbe Wuschel schnatterten lustig auf dem Hof. Tägliches Brennnessel suchen, zweimal täglich füttern, Wasser geben, auf die Wiese treiben – das alles neben den anderen Aufgaben wie Schularbeiten, Hausarbeit und nicht zu vergessen die Feldarbeit während der Erntezeit. Die Gänse wuchsen prächtig zu unserer aller Freude.

Ende Oktober. Die Nächte schon kalt und frostig. Meine Mutter war der Meinung, dass die Gänse noch mal ins Wasser sollten, bevor sie geschlachtet werden. Oma und Mutter wollten schöne weiße und saubere Federn haben, die sie später im Winter von den Kielen trennten, denn die Kinder brauchten neue Federbetten.

In unserem Dorf gab es einen großen Teich. Ich brachte die Gänse dorthin und scheuchte sie ins eiskalte Wasser. Nachdem ich den Einstieg zugesperrt hatte, ging ich wieder nach Hause.

Im Allgemeinen wissen Gänse, was sie im Wasser zu tun haben: Füße waschen, Federn säubern und ein bisschen schwimmen. Meine Gänse hatten aber das erste Mal Gelegenheit zum Schwimmen und wussten wohl nicht, wie sie das anstellen sollten. Instinktiv blieben sie auf dem Wasser sitzen und bewegten sich nicht.

Nach etwa zwei Stunden wollte ich sie holen, aber da entwickelte sich ein großes Problem. Keine Gans ging allein durch den Ausstieg heraus. Irgendetwas stimmte nicht. Sie hockten nur da und bewegten sich nicht. Es war zum Verzweifeln. Schließlich hob ich in der Not jede Gans einzeln aus dem Teich auf den Boden. Ein Häufchen Unglück – so sah es sich an – alle zehn Gänse kamen nicht mehr auf die Füße. Sie hatten eine Schockstarre.

Heulend lief ich los, um Hilfe zu holen. Meine Mutter schimpfte mit mir, was ich wohl für Dummheiten vollbracht hätte. Dann sah sie die Bescherung. Eine Lösung hatte sie auch nicht. Wir holten eine Schubkarre, setzten immer zwei Gänse hinein und fuhren sie nach Hause. Was soll nun werden? Kein Füttern und Locken half, um das Federvieh zu bewegen, wieder aufzustehen. Nach etwa vier Stunden, die uns wie eine Ewigkeit vorkamen, erhob sich die erste Gans und watschelte unsicher hin und her. Nach und nach folgten ihr die anderen – es war wie ein Wunder. Nun waren wir es, die sich von der Schockstarre allmählich erholten. Nie wieder trieb jemand von uns die Gänse im Spätherbst in den Teich.

# Ein eingespieltes Team

*Irene Birkfeld*

Manche Begebenheiten im Leben sind so besonders und anrührend, dass sie einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Auch nach vielen Jahren sind sie unvermindert eindrucksvolle, bewegende Momente, an die man sich voller Dankbarkeit erinnert.

Ich erlebte einen solchen Moment vor langer Zeit, als ich allein im Wald unterwegs war, um Pilze zu suchen. Diese Stunden habe ich immer sehr genossen. Die Geräusche, den würzigen Duft, die vielen kleinen krabbelnden und fliegenden Waldbewohner, alles kannte und liebte ich. Dann war da aber ein Geräusch, das ich nicht gleich zuordnen konnte. Ich blieb stehen und wartete, was passieren würde. Und dann sah ich sie, die Beiden - den Mann und sein Pferd, ganz dicht beieinander.

Er hielt das Pferd am Halfter und führte es. Ein breites Riemenwerk um die Brust und den Leib des Pferdes war an einem Baumstamm befestigt, der auf diese Art auf die Lichtung gezogen wurde. Die Beiden waren ein eingespieltes Team, eine Einheit, das sah ich auf den ersten Blick. Das kräftige Kaltblut und der Mann verstanden sich beinahe wortlos.

Die wenigen, die nötig waren, gab der Mann mit einer sanften, beruhigenden Stimme, die mich so sehr berührte, dass ich feuchte Augen bekam. Als er mich sah, lächelte er mir zu und nickte. Ich lächelte ebenfalls, unter Tränen, und alles, was ich sagen konnte, war: „Ach, ist das schön!“ Dieser Moment hat sich mir tief eingepägt und ich habe ihn bis heute nicht vergessen.

# Hundegeschäfte

*Jan Bretschneider*

Hundegeschäfte, was soll denn das sein? Herr Reitmeister sann darüber nach, als er das Wort vor kurzem hörte. Es kann schon etwas verwirrend wirken, Geschäfte für den Hund oder mit dem Hund? Ist ein Hund überhaupt geschäftsfähig? Etwa Hundeverkäufer? Ähnlich undurchsichtig erschien ihm das wie die Hundesteuer: Sie ist für den Hund fällig, jedoch er bezahlt sie ja nicht selbst.

Aber Moment, Hunde machen doch Geschäfte. Sie hinterlassen nämlich Pfützen und Haufen, wo und wann es ihnen gerade einfällt. Dazu musste Herr Reitmeister als frisch gebackener Hundebesitzer so manche missliche Erfahrung machen.

Als er im Begriff war, mit seinem neu erworbenen schwarzen Mischling auszugehen, begegnete er dem Hausmeister. Dieser sprach ihn sofort an, nachdem er den Vierbeiner missbilligend gemustert hatte: „Passen Sie ja gut auf, dass ihr Hund nicht ins Treppenhaus pinkelt oder das Stückchen Wiese vor der Tür voll kackt. Ich habe weder Zeit noch Lust, Ihren Dreck wegzumachen.“ Herr Reitmeister wagte nur eine zaghafte Erwiderung, denn mit dem Hausmeister durfte man es sich nicht verderben: „Ja, ja, ich werd schon aufpassen. Aber es ist nicht mein Dreck, sondern der vom Hund.“ Der Hausmeister wurde fuchtig: „Das ist mir scheißegal. Jedenfalls haben Sie als Halter dafür zu sorgen, dass Ihr Hund sein Geschäft woanders erledigt.“

Herr Reitmeister hatte genug von dem Disput und betrat mit seinem Vierbeiner an der Leine den Gehweg vor dem Haus. Sie waren kaum fünfzig Meter gelaufen, da hockte sich der Hund mitten auf den Fußweg und erledigte ein großes Geschäft. Das sah ein gemächlich daher spazierender Mann mit Rauschebart. Sofort strebte er auf Herrn Reitmeister zu und brüllte ihn an: „So eine Schweinerei! Ist der Gehweg deshalb da, damit Ihr Hund ihn dreckig machen darf? Der Hund weiß ja nicht, dass das ein Bürgersteig ist, aber Sie dummer Mensch könnten es wissen! Lassen Sie ihn doch auf den Radweg kacken, da ist genug Platz!“

Herr Reitmeister kam nicht dazu, sich für die harsche Belehrung zu bedanken. Aber als er am nächsten Tag wieder unterwegs war

ihn rechtzeitig auf den Radweg hinüber. Jedoch auch hier wurde er wegen des Hundehaufens beschimpft. Ein Radfahrer hielt mit quietschenden Bremsen neben ihm und blaffte: „Das ist doch der Gipfel! So eine Sauerei! Ich fahre oder ein Anderer fährt dann in den Hundedreck und der bleibt am Reifen kleben. Zu Hause habe ich den Dreck im Keller und den Gestank obendrein. Lassen Sie Ihren Köter doch auf die Straße kacken!“

Der so Angeschmaltzte nahm's zur Kenntnis; der Radfahrer fuhr davon.

Am darauf folgenden Tage beschloss Herr Reitmeister den Ratschlag des Radlers umzusetzen. Als sein Hund wieder auf dem Gehweg zu seinem großen Geschäft ansetzte, zog er ihn mit der Leine kraftvoll an den Straßenrand. Da schrie plötzlich ein Mann, der, die Unterarme auf ein Kissen gestützt, aus dem Fenster lehnte: „He, Sie da mit dem Köter! Das ist doch die Höhe! Mitten im Geschäft-Machen zieht der grobe Kerl den armen Hund auf die Straße. Sie Tierquäler! Stellen Sie sich mal vor, man würde Sie während Ihres Geschäfts vom Klo runter zerren. Würde Ihnen das gefallen?“

Nun platzte Herr Reitmeister der Kragen. Er entlud seinen über Tage angestauten Ärger und brüllte zurück: „Das geht Sie einen Scheißdreck an! Irgendwo muss so ein Hund doch sein Geschäft erledigen. Oder soll ich ihn vielleicht lehren, aufs WC zu gehen?“

Wieder zu Hause zog Herr Reitmeister Bilanz:

„Allen Menschen Recht getan ist eine Kunst, die niemand kann. Aber was wird nun mit den künftigen Hundegeschäften? Sollte er seinem Vierbeiner etwa ein Gefäß unter den Hintern binden?“

Nun, unerwartet bekam Herr Reitmeister Hilfe von einer erfahrenen Hundehalterin. Aber das ist schon wieder eine neue Geschichte.

# Liebäugeleien

*Hellmut Güttler*

Sie kam zu mir und sagte leise, mit einer wohlklingenden Stimme: „Ich heiße Lucilia Caesar.“ Danach setzte sie sich gelassen auf mein linkes Knie und sah mich mit ihren glänzenden dunkelbraunen Augen lange, sehr aufmerksam an.

Ich glaube, ich errötete, denn sie saß so anmutig da und strich über ihre schlanken, langen Beine. Ausgiebig, ja, immerfort. Jedesmal, wenn ich glaubte, sie hätte sich genügend gestreichelt und sei mit ihren sinnlichen Reizen fertig, legte sie nur eine kurze Pause ein. Darauf begann sie aufs Neue.

Fortwährend betastete sie ihre hübschen Gliedmaßen. Voller Vergnügen strampelte sie dabei und sah mich prüfend an. Schön war es, ihr einfach dabei zuzusehen und nicht in eine Euphorie zu verfallen, etwa Beifall zu klatschen. Das hätte sie gewiss verärgert und sie wäre möglicherweise nicht mehr an meiner Bekanntschaft interessiert.

Sie weitete das Prozedere ohnehin auf ihre schöne Taille aus, ja auf ihren ganzen Körper. Sie scharwenzelte ununterbrochen, schaute mich, so glaubte ich, wiederholt ein wenig vorwurfsvoll an. Sie erwartete wohl, dass ich ihr bei ihrem Fitnessprogramm unter die Arme greifen müsste anstatt nur zuzuschauen und Maulaffen feilzuhalten.

Sie war bestrebt, ihr liebreizendes Äußere wirkungsvoll zu präsentieren. Oder wollte sie sich etwa bei mir einschleichen, mich umgarnen? Dass ist aber aussichtslos, bekundete ich ihr auf ein eventuelles Ansinnen einen Gedanken: „Ich bin Realist, total. Der Altersunterschied ist um ein Vielfaches zu groß“, sagte ich zu ihr. Sie aber winkte nur lässig ab und streichelte dabei liebevoll ihre Beine. Gelassen und einfühlend zwinkerte und blinzelte sie mir zu. „Ich liebe ältere Herren – sie lassen mich in Ruhe und das ist mir wichtig“, meinte sie auffallend heftig und impulsiv. „Die Männer der späteren Jahrgänge sind nicht so flink mit ihren Reflexen, dafür aber dankbar für jeden Augen-Blick, den eine holde Schönheit ihnen gewährt.“ Dabei hob sie ihren linken Arm und warf mir jovial, ganz eindeutig und unverwechselbar, ein Kuschhändchen zu. Es war beeindruckend, wie sie dabei einen exzellenten Knicks vollführte.



„Und wie lang wirst du dich noch auf meinem Knie aufhalten und mich mit deinen Darbietungen erfreuen“?, fragte ich verschmitzt. „Ach geh“, wisperte sie zurück: „Du findest doch meine Anwesenheit höchst angenehm. Ich sehe ja, wie du jede Sekunde auskostest und genießt. Wenn du möchtest, bleibe ich noch eine Stunde.“

„Oh, oh, mein Fräulein“, rief ich zurück, „jetzt klopfst du aber gewaltig auf den Busch. Wo willst du denn die Zeit hernehmen, dich hält es doch kaum lange an einem Ort!“

„Apropos, Fräulein“, bemerkte sie gleich schnippisch. „Weißt du, wie viele Kinder ich habe?“ „Nein, aber ich vermute, du wirst es mir gleich sagen.“ „Gewiss. Es dürften wohl bislang einige Dutzend sein.“ „Jetzt haust du schon wieder gewaltig auf den Putz, das hält doch niemand aus.“ „Ich schon“, lachte sie mir zu und erhob sich in die Luft.

Die kleine Goldfliege entschwand in ihre Freiheit.

# Abendamsel Emma

*Mario Röh*m

Haben Sie sich schon mal angeregt mit einer Amsel unterhalten? Nein? Ich schon.

Ich sitze gern gegen Abend auf dem Balkon und rauche ein Pfeifchen. Emma wohnt gleich die Straße runter auf der dritten Linde und ihr Lieblingsplatz für das tägliche Abendkonzert ist das exklusiv gepflegte Grundstücksbegrenzungsgatter meines Nachbarn. Man könnte auch Gartenzaun sagen, aber das hört er nicht gern, der Tosert.

Gestern, nach einem eher still verhaltenen Lied, spricht Emma mich an: „Beobachte euch Leute schon eine ganze Weile. Auch du bist nicht gerade freundlich zu deinem Nachbarn und ich frage mich, warum? Ihr erlernt doch das Leben nur miteinander, aber ihr versucht es ja nicht einmal mehr und schadet damit nur euch selbst.“ Nach diesen Worten hob Emma anmutig ihren Kopf und setzte ihr Konzert fort.

Am nächsten Abend kam sie mich wieder besuchen und nahm natürlich beim Tosert auf dem Zaun Platz und nicht auf dem Geländer meines Balkons. Zu meinem Erstaunen ärgerte mich das. Die Melodien ihrer ersten Lieder klangen heiter, voller Lebensfreude und dabei so schlicht, dass ich sie beinahe hätte mitpfeifen können. Ich hörte Emma fasziniert zu und erschrak fast, als sie mich wieder ansprach: „Das Resultat deiner gestrigen Gedanken war also, seitdem ich uns, die Menschen kenne, liebe ich die Tiere. Sicherlich, in diesem Satz steckt Wahrheit. Aber du bist doch einer mit einem starken Herzen, das sich in Andere einfühlen kann. Versuche wieder seinen Weg und du wirst erfahren, so seltsam, wie du glaubst, sind diese Nachbarn gar nicht. Herr Tosert zum Beispiel sitzt jetzt genau wie du allein auf seiner Terrasse und hört mir zu. Er spürt, ich singe auch für ihn.“

„Liebe Emma, ich glaube dir ja, aber ich könnte dir ein paar Sachen über ihn erzählen ...“

Sie hebt ihren Kopf und mir scheint, sie sieht mich prüfend, aber liebevoll an: „Und du?“ Diese zwei Worte pieken mich. Ich versuche sie zu verscheuchen, doch das wird, spüre ich, so nicht gelingen. So ist Emma zu uns allen, eben eine Abendamsel und nun beginnt sie ihr Lied für die Nacht.

# Der Pfau und die Lerche

*Ursula Kauert*

Pfau und Lerche trafen sich eines Abends in einem großen Park. Der Pfau stolzierte würdevoll in der Abendsonne, als ihn die Lerche ansprach: „Hallo, du läufst ja so voller Stolz durch den Park, als wärst du der Einzige, der den Menschen Freude macht.“

„Bin ich nicht der Schönste hier am Ort? Schau nur her, wie meine Federn glänzen, wenn ich mein Rad schlage. Sehen mich doch jeden Tag viele Spaziergänger und bewundern mein buntes Federkleid. Darauf soll ich nicht stolz sein?“

„Du bist vielleicht ein Angeber. Ich bin zwar kleiner als du, aber ich verzaubere die Menschen auf meine Art. Am frühen Morgen und am späten Abend singe ich meine schönsten Lieder, die man von fern und nah hören kann. So erreiche ich viel mehr Menschen als du. Ihnen gefällt mein Gesang, denn er erwärmt ihre Herzen. Sie fühlen sich glücklich und vergessen für eine Zeit ihre Sorgen und Nöte.“

Der Pfau wusste einen Moment lang nicht, was er auf die Worte der Lerche antworten sollte. Dann räusperte er sich und sprach versöhnlich: „Gut, gut, ich glaube es dir ja und habe verstanden. Wir beide sind es, die den Menschen Freude bringen, jeder auf seine eigene Art und Weise. Und das ist doch die Hauptsache.“

# Der Fuchs und die Krähe

*Ilse Kurtz*

Auf einem Bauernhof bereitete die Hausfrau Handkäse nach Art des „Harzer Roller“ zu. Sie legte die fertigen Stücke zum Antrocknen auf die breite Fensterbank.

Eine Krähe, die im Geäst eines großen Kirschbaumes in Nachbars Garten saß, beobachtete dies. Hungrig hatte sie sich schon eine Weile nach Futter umgeschaut. Nun stibitzte sie schnell eine Käserolle und flog zurück, um ihre Beute zu verzehren.

Aber auch ein Fuchs, der sich zufällig dem Kirschbaum genähert hatte, verspürte gerade Appetit auf einen Käsehappen. Mit einschmeichelnder Stimme rief er nach oben: „Ach, was bist du für ein wunderschöner Vogel. Gewiss hast du auch eine großartige Stimme. Lass sie doch einmal erklingen.“

Der eitlen Krähe gefielen die Worte, sie strotzte vor Stolz. Sofort begann sie die paar Töne zu krächzen, zu denen sie fähig war. Da sie dabei den Schnabel weit öffnete, verlor sie den Käse. Der lag nun direkt vor dem Fuchs, der ihn mit Wohlgenuss verspeiste.

Clevere Gauner nutzen die Eitelkeit und Geltungssucht anderer.

# Der verblendete Schakal

*Irene Birkfeld*

Ein Schakal war auf seinen Streifzügen und der Suche nach Beute weit nach Norden geraten, wo Eis und Schnee und strenger Frost herrschten. Hier, so hatte er gehört, war das gelobte Land, wo ihn die köstlichsten Bissen erwarteten. Deshalb hatte er sein angestammtes Revier verlassen, die Warnungen und Mahnungen seiner Stammesbrüder in den Wind geschlagen und sie als feige und dumm bezeichnet.

Er war schon viele Tage unterwegs, doch außer ein paar Mäusen und den kärglichen Resten einer Wolfsmahlzeit hatte er noch nichts Fressbares gefunden. Da lief ihm ein Polarfuchs über den Weg, der einen fetten Fisch im Maul trug. Den hatte er unbemerkt einem Eisangler aus dem Kasten gestohlen. „Was für ein Leckerbissen, mein lieber Gevatter“, rief der Schakal, „du würdest den wohl nicht mit mir teilen wollen?“ „Nein, ganz sicher nicht“, entgegnete der Fuchs. Er mochte die Schakale nicht. Sie galten als verschlagen und hinterhältig. „Fang dir doch selber einen“, rief er im Weitergehen. „Nicht weit von hier ist ein See. In sein Eis haben die Angler Löcher gehauen. Wenn du deinen Schwanz da hinein hängst, wird wohl bald ein Fisch anbeißen.“

Ohne sich zu bedanken, lief der Schakal zum See und tat wie ihm geheißen. Er wartete und wartete, aber ohne Erfolg. Als er nach Stunden noch immer nichts gefangen hatte, wollte er weiter ziehen, doch es gelang ihm nicht, seinen Schwanz aus dem Eisloch zu befreien. Er bemühte sich vergebens. So wurde er selbst für die Eisangler zu einer willkommenen Beute.

Man sagt nicht umsonst: Bleibe im Lande und ernähre dich redlich.

# Durch den Jahreskreis

## Frühlingsahnen

*Irene Birkfeld*

Schneeglöckchen –  
Vorboten des nahenden Frühlings,  
seid willkommen, ihr Anmutigen, Zarten.  
Sehnsuchtsvolle Blicke  
schweifen über Wiesen und Felder,  
suchen nach Huflattich und Löwenzahn,  
nach Krokussen und Veilchen  
als Belohnung  
für die lange triste Wartezeit.

Tulpen und Narzissen recken schon  
ihre Blätter nach oben, ans Licht.  
Leise und zaghaft noch  
übt die Amsel ihr Liebeslied  
im blattlosen Gezweig der Linde.

Die Hecken vorm Haus sind zart überhaucht  
von hellem, jungen Grün.  
Jeder Tag bringt ihn uns näher,  
den lang erwarteten Frühling.

Bald, ja bald  
schwelgt die Natur  
wieder in Farben und Düften,  
bringt neues Leben,  
neue Hoffnung, neues Glück.

# Endlich blühen

*Ursula Kauert*

Geduld, du kleine Knospe  
im winterlichen Garten.  
Noch ist nicht deine Zeit.

Du musst ein bisschen warten  
auf Sonnenschein und laue Lüfte –  
dann kannst du endlich starten

# Das Gänseblümchen

*Waltraut Teichmann*

Ein Gänseblümchen zart und fein,  
steht einsam da am Wiesenrain.  
Ein kleiner Hund bleibt steh'n und bellt:  
„Du schaust so traurig in die Welt.“

„Ich bin so farblos, unscheinbar.“  
Da bellt der Hund: „Das ist nicht wahr!  
Was sind denn das für dumme Sachen,  
du musst nur etwas aus dir machen!“

Im Blütenkranz ein gelber Fleck,  
schon setzt sich drauf ein Bienechen keck.  
Genießt die milde Frühlingsluft,  
betäubt vom süßen Honigduft.

Ein Kind kommt fröhlich angesprungen  
und hat ein lustig' Lied gesungen.  
Mit ein paar Blümchen in der Hand  
ein Kränzchen in die Haare wand.

Das Gänseblümchen denkt voll Glück  
an ihn, den kleinen Hund, zurück.  
Es weiß, er machte keinen Scherz  
und schloss ihn fest ins Blütenherz.

# August

*Hellmut Güttler*

Düster der Himmel, ein Grollen und Stöhnen,  
schon pfeift in den Gassen der Sturmwind sein Lied.  
Ein Rauschen durch die Bäume zieht,  
in hellen, in dunklen, in klagenden Tönen.

Ein Blitz zuckt hervor wie ein Feuerstrahl,  
der brennend ein dunkles Tuch durchbricht.  
Als wollt er zertrümmern das Erdengesicht  
dröhnt rollender Donner wie Stein auf Stahl.

Prasselnder Regen schlägt hernieder,  
tobt sich aus, die ewige Macht!  
Himmels Gewalt, sie jauchzt und lacht,  
freut sich und wirft das Getreide nieder.

Doch plötzlich erfüllt Stille das Reich.  
Die Wiesen scheinen im zarten Grün.  
Goldfarbene Strahlen beginnen zu glüh'n,  
zerfetzen das Dunkel, versilbern den Teich.

Die Menschen sind heiter, gehen Hand in Hand.  
Kinder springen neckend in warme Pfützen.  
Sie lärmen und wollen die Welt besitzen,  
die neu sich zeigt im gewaschenen Gewand.



## Tage im Herbst

*Irene Birkfeld*

Die alten Weiden stehen starr,  
unwirklich, knorrig und bizarr,  
schemenhaft nur zu erkennen.  
Lärmend kreist der Krähen Schar,  
Nebel macht sie scheinbar unsichtbar -  
Kraut- und Blätterberge brennen.

Ein Herbsttag wie im Bilderbuch,  
würzig herber Erdgeruch  
und ein Duft von überreifen Früchten.  
Satt und glänzend liegt die umgebrochne Erde.  
in der Ferne treibt ein Schäfer seine Herde  
und ein paar Rehe hört man flüchten.

## Winterbeginn

*Irene Birkfeld*

Das Jahr geht zur Neige.  
Blattlos schwanken die Zweige  
der Bäume im rauen Novemberwind.

Die Igel haben sich schon seit Wochen  
in schützende Laubberge verkrochen,  
wo sie vor der Kälte sicher sind.

Mag es draußen auch toben und stürmen,  
sich Schneeberge meterhoch türmen,  
wir genießen die Zeit mit allen Sinnen.

Düfte und Klänge und Festtagsessen  
lassen uns die trüben Tage vergessen  
und uns Träume vom Sommerglück spinnen.

# Herbstzeit - meine schönste Zeit

*Heidrun Krehan*

Ich bin eine Staudenpflanze, genauer gesagt eine Raublattaster und Verwandte der Chrysanthemen. Meinen Namen verdanke ich der starken Behaarung meines Laubes.

Ich stamme zwar aus Nordamerika, wachse aber seit mehreren Jahren in einem schönen Vorgarten in Thüringen auf und werde gut gepflegt.

Leider bin ich im Frühjahr noch gar nicht zu sehen, wenn die Winterlinge, Schneeglöckchen, Krokusse und andere Frühblüher mit ihren leuchtenden Farben erste Insekten anlocken und bei den Menschen für Bewunderung sorgen. Ich selbst bin recht traurig über mein Schattendasein. Erst im Mai bringe ich zarte Triebe hervor. Zu dieser Zeit eröffnen Margeriten, Akelei, Nelken und im Juni sogar die ersten Rosen ihre Blütenpracht.

Und wie stehe ich da? Mich würdigt niemand auch nur eines einzigen Blickes, denn ich sehe immer noch sehr unscheinbar aus. Ich liebe aber die Wärme der Sonne und da ich genügend Nahrung und Feuchtigkeit bekomme, bin ich in den letzten Wochen hoch aufgewachsen und bilde buschige Stängel mit rauen Blättern.

Inzwischen ist es Mitte September geworden und ich präsentiere unzählige Knospen in großen Doldentrauben. Sie öffnen sich nacheinander. Ihre Blüten leuchten weit in den Oktober hinein und schließen sich sogar bei Regenwetter. Es blühen jetzt kaum noch andere Pflanzen. Ich aber stelle stolz meinen Blütenreichtum mit einem Rausch von Farbe zur Schau.

Jetzt ist meine Glanzzeit gekommen und ich bin übergelukkig. Hoffentlich hält der Herbst noch viele schöne Tage für mich bereit, denn dann blühe ich bis in den November hinein. Den ersten Schnee oder leichte Fröste werde ich jedenfalls wacker ertragen. Sollte jedoch der harte Winter zeitiger Einzug halten, trübt das meine Lebensfreude nicht. Dann warte ich geduldig auf den nächsten Herbst.

# Weihnachtliches

## Weihnachten 1944

*Waltraut Teichmann*

Meine Erinnerungen führen mich zurück in das Jahr 1944. Ich war Kind und wurde in dem Jahr in der Stadt Brandenburg eingeschult. Viel gelernt hatten wir nicht, denn durch ständigen Fliegeralarm fiel der Unterricht meistens aus.

Trotzdem fand ich an den einzelnen Jahreszeiten Gefallen, jede hatte ihre Reize.

Und nun war es Winter geworden. Die Natur hüllte sich in ein weißes Kleid, das wie Zuckerwatte aussah und der Frost verzierte die Fenster mit glitzernden Eisblumen.

In jedem Winkel unserer Wohnung jedoch war es eisig kalt, denn Heizmaterial war kaum mehr zu beschaffen. Bitteres Leid, Hunger, Not und Verzweiflung begleiteten die Menschen in diesen schrecklichen Kriegstagen.

Es war kurz vor Weihnachten und die Vorfreude auf das Fest hatte uns erfasst. An der Existenz des Weihnachtsmannes zweifelte ich schon etwas, dank der „Aufklärung“ durch meinen sechs Jahre älteren Bruder Helmut. So ganz war ich mir aber meiner Sache nicht sicher, schließlich wollte ich ja etwas geschenkt bekommen. Der Krieg machte auch vor der Weihnachtszeit, der Zeit der Besinnung und Einkehr, nicht halt. Zwei-, dreimal wurden wir aus dem Schlaf gerissen und taumelten mit unseren schweren Koffern in den Luftschutzkeller. Dort saßen wir zusammengedrängt mit anderen Hausbewohnern und lauschten ängstlich auf das grollende Dröhnen der Bomber über uns.

In meiner Kindheit bekam man zu Weihnachten nicht immer etwas Neues geschenkt. Einige Wochen vor dem Fest waren die meisten unserer wenigen Spielsachen verschwunden. „Das ist alles in die Werkstatt vom Weihnachtsmann gekommen und wird dort erneuert“, bemerkte meine Mutter. Mit dieser Erklärung musste ich zufrieden sein. Da ich nur eine Puppe hatte, die Lieschen hieß, konnte ich den Weihnachtsabend kaum erwarten. Genauso ungeduldig sehnten wir uns die Geschenkpakete unserer Großeltern und

meiner Tante herbei. Kaum angekommen, waren sie ganz schnell wieder verschwunden. Mutter meinte nur: „Die bringt der Weihnachtsmann.“ Seltsam, wo sie doch schon angekommen waren! Mein Großvater aus Apolda verschnürte sein Paket so sorgfältig und exakt, dass man denken konnte, er hätte damit eine Prüfung bestehen müssen. Alle Ecken waren mit Klebeband verstärkt und die Strickenden versiegelt. Das Paket meiner Tante aus Rauenstein im Thüringer Wald verströmte einen betörenden Duft von Stollen und Butterplätzchen, eine Köstlichkeit in dieser armen Zeit.

Endlich, endlich war es soweit. Das lange Warten hatte ein Ende gefunden. Gerade noch pünktlich, nach langer Fahrt im ungeheizten Eisenbahnwaggon, kam unser Vater in Brandenburg an. Nach einer stürmischen und liebevollen Begrüßung galt sein Interesse in der Küche einer Schüssel mit Plätzchen. Er liebte sie über alles. Die Zutaten hatte unsere Mutter mühsam zusammengetragen.

Am Nachmittag musste ich schlafen, weil ich abends länger aufbleiben durfte. Dann wurde noch gebadet. Wir sollten doch sauber vor dem Weihnachtsmann erscheinen. Beim Ankleiden gab es wie immer einen heftigen Disput zwischen mir und meiner Mutter, weil ich die langen, braunen und vor allem kratzenden Strümpfe nicht anziehen wollte. Die Spannung und Aufregung vor der Bescherung ließ aber alles vergessen.

An der Wohnungstür klingelte es. Das konnte nur der Weihnachtsmann sein. Ich schaute recht beklommen um die Ecke unseres Kinderzimmers. Aber so schnell wie die Tür auch geöffnet wurde – der Weihnachtsmann war nicht mehr zu sehen. Seine Gaben lagen auf der Bodentreppe. „Er hatte es sehr eilig“, sagte meine Mutter, „denn schließlich muss er noch viele andere Kinder beschenken.“

Nun erklang auch das lang ersehnte Glöckchen und wir durften die gute Stube betreten. Die Lichter am Weihnachtsbaum strahlten und hüllten den Raum in einen festlichen Glanz. Mein Vater war sprachlos, wie meine Mutter es in diesen Kriegswirren fertig gebracht hatte, so einen schönen Baum zu besorgen. Den ganzen Abend beobachtete er die Kerzen, damit der Baum nicht in Brand geriet. Traditionell sang jedes Familienmitglied vor der Bescherung ein Lied oder trug ein Gedicht vor. Erst danach durften die Geschenke ausgepackt werden.

Mein Bruder freute sich über Zinnsoldaten und begutachtete wie ein Fachmann die gewünschten Ersatzteile für seine elektrische Eisenbahn, denen sich sofort auch Vater widmete. Das alles interessierte mich wenig.

In meinem Festkleid stand ich nun da und schaute neugierig auf die herrlichen Dinge, die der Weihnachtsmann für mich aus seiner Werkstatt zurück gebracht hatte. Mein Puppenbett!

Diesmal mit grünem Anstrich und neuem blaukarierten Bettzeug. Oder war es gar ein neues? Meine Gedanken schob ich schnell beiseite, denn ich entdeckte mein Lieschen. Wie freute ich mich, dass ich sie wieder hatte! Ich nahm mein Puppenkind vorsichtig in die Arme und drückte es fest an mein Herz. Lieschen sah wunderhübsch aus mit neu gehäkelttem Höschen, Jäckchen und Mützchen. Für mich die liebste Puppe auf der ganzen Welt.

Und noch etwas stand für uns bereit. Meine Mutter hatte wie mit Zauberkraft für jeden einen wunderbaren Weihnachtsteller mit Süßigkeiten gefüllt.

# Eine Weihnachtsgeschichte

*Heidrun Krehan*

Es begann in der Vorweihnachtszeit. Ich holte unseren Sohn aus dem Kindergarten ab. Freudestrahlend erzählte er mir, dass heute in der Beschäftigungszeit ihr Gruppenraum weihnachtlich geschmückt wurde. Dafür hatte die Erzieherin Tannenzweige und Zapfen mitgebracht und die Kinder bastelten Sterne aus verschiedenen Materialien sowie eine lange Girlande aus Buntpapier. Es gab aber noch mehr Neuigkeiten. „Morgen werden wir, weil wir nicht schreiben können, unsere Wünsche an den Weihnachtsmann aufmalen und dann den Wunschzettel den Eltern geben. Und der Raphael hat der Ramona gesagt, dass es gar keinen Weihnachtsmann gibt. Das weiß er von seinem Bruder. Die Geschenke besorgen nämlich die Eltern und sagen dann, der Weihnachtsmann hat sie gebracht.“ Ich fragte neugierig: „Was hat denn eure Ramona dazu gesagt?“ – „Wartet nur ab, vielleicht kommt der Weihnachtsmann doch zu euch, dann werdet ihr schon erleben, ob es einen gibt oder nicht.“ Das war auch meine Meinung und ich nahm den Wunschzettel in Empfang, den der Junge in der Hand hielt.

Endlich war der Heiligabend gekommen. Als es bereits dunkel war, vernahmen wir plötzlich ein überlautes Klopfen an der Korridortür. Ich öffnete, neben mir stand mein etwas ängstlich blickender Sohn. Mit einem kräftigen „Ho, ho, ho, ho“ betrat der „Weihnachtsmann“, ein hilfsbereiter Nachbar, unsere Wohnung. „Ich komme aus dem tiefen Wald daher und habe schon vielen Kindern Geschenke gebracht. Möchtest du auch etwas haben?“ Schüchtern und überrascht kam ein klägliches „Ja“ zustande. „Dann musst du mir etwas singen oder ein Gedicht aufsagen.“ Mein Sohn überlegte kurz, dann begann er tapfer, mit leiser Stimme: „Lieber guter Weihnachtsmann, schau mich nicht so böse an ...“ Da wurde er unterbrochen.

„Ich schaue nicht böse, so ein Quatsch! Ich bin doch nett zu dir, oder nicht?“ Die Antwort war ein schnelles Kopfnicken. „Dann singe mir noch ein schönes Lied und danach will ich sehen, was ich für dich habe.“ So geschah es und schließlich nahm der Weihnachtsmann mehrere Päckchen aus dem großen Sack. „Sei immer schön artig, mein Junge, dann komme ich nächstes Jahr wieder. Ich muss jetzt weiter, denn es warten noch andere Kinder auf meine Gaben.“ Unser Sohn bedankte sich sichtlich erleichtert,

der „Weihnachtsmann“ verabschiedete sich und wünschte uns „Frohe Weihnachten“. Groß war die Freude beim Auspacken der Geschenke, denn alle Wünsche wurden erfüllt.

Als es Schlafenszeit wurde und unser Junge bettfertig war, musste er sich doch noch etwas von der Seele reden. „Nun habe ich ja doch den Weihnachtsmann gesehen, aber er hat so gesprochen wie Herr Hesse und er hatte genauso eine Uhr um wie er.“ Wir Eltern sahen uns überrascht an und staunten über diese genaue Beobachtung. Erst später gaben wir zu, was er schon von Raphael prophezeit bekam.

# Der Weihnachtskarpfen

*Ursula Kauert*

In der Adventszeit besprachen die Eltern das Weihnachtsmenü zum Heiligen Abend mit ihren Kindern. Die Mutter meinte, in diesem Jahr sollte es nicht das geben wie im Vorjahr und schlug vor, gebackenen Karpfen nach einem alten Rezept von Oma auf den Tisch zu bringen. Die beiden Jungs und Vater hörten zwar zu, waren aber nicht sehr begeistert, denn sie waren keine Fischesser. Zum Glück blieb noch Zeit bis zum Weihnachtsabend, da konnte sich die Meinung ändern.

Am 4. Advent, zum verkaufsoffenen Sonntag, war die ganze Familie zum Einkaufen unterwegs. Auf dem Heimweg sagte die Mutter zu den Kindern: „Wir könnten doch heute den Karpfen aussuchen. Gleich sind wir an der Fischhalle.“ Die Kinder waren Feuer und Flamme und sahen sich durch die Fensterscheibe die vielen Karpfen an, die sich im Becken drängten. „Bis zum Dienstag könnten wir den Karpfen in der Badewanne halten. Was meint ihr?“ Mutters Idee löste bei den Kindern großen Jubel aus. Nur Vater nickte stumm. Die Auswahl besorgten die Kinder. Eifrig beschrieben sie der Verkäuferin den Wunschkarpfen, die ihn geschickt mit einem Netz fischte. Alle waren sich einig, dass sie ihn lebend mitnehmen wollten. Deshalb steckte die Verkäuferin den Karpfen in eine Plastiktüte, die sie vorher mit Wasser gefüllt hatte. Vor Angst riss der Karpfen die Augen auf und zitterte sogar ein bisschen. Unterwegs schauten die Kinder besorgt in die Tüte, ob auch alles noch in Ordnung sei.

Der Karpfen überlebte die Tortur. Zu Hause kümmerten sich die Kinder um die Badewanne und ließen den Fisch vorsichtig ins Wasser. Der war erst einmal froh, der Enge in der Tüte entronnen zu sein, schnappte kräftig nach Luft und schwamm ruhig dahin. Von nun an verbrachten die Kinder viel Zeit im Badezimmer. Sie beobachteten den Karpfen, fütterten ihn und sprachen mit ihm, als wäre er das neue Haustier der Familie. Das Verwöhnprogramm sah die Mutter mit besorgter Miene, denn der Karpfen hatte schon zugenommen. Nur noch ein Tag, dann kommt die Stunde der Wahrheit.

Am Morgen des 24. Dezembers sprach die Mutter am Frühstückstisch: „Na, wie sieht es mit unserem Karpfen aus? Ich möchte ihn



ja heute zubereiten.“ Sie sagte es mehr in Richtung des Vaters, denn er müsste die Verantwortung übernehmen. Ein langes Schweigen entstand – alle guckten sich betreten an. Schließlich unterbrach Mutter die Stille. Sie wusste genau, dass alle Herzen am Karpfen hingen. Niemand konnte sich vorstellen, ihn zu töten oder gar zu essen.

Die Mutter schlug letztendlich vor, die Hälfte des schmutzigen Wassers abzutragen und sauberes nachzufüllen. So könne der Karpfen bis Silvester überleben. Dann gibt es eben Silvesterkarpfen. Die Jungs freuten sich und waren sofort einverstanden. Ihre Eltern sahen sich an und schmunzelten, denn sie wussten beide, dass es auch zu Silvester keinen gebratenen Karpfen geben würde.

Wie jedes Jahr aß die Familie am Heiligen Abend Kartoffelsalat mit Würstchen. Die ganze nächste Woche wurde der Karpfen noch gefüttert. Eigentlich müssten die Kinder auch mal wieder in die Wanne, dachte die Mutter.

Der Familienrat wurde einberufen. Wie weiter mit dem Karpfen? Eine Entscheidung musste her, denn für die Kinder könnte es so weiter gehen. Am Vater lag es, ein Machtwort zu sprechen. „Der Karpfen kommt wieder in die Plastiktüte mit Wasser, dann tragen wir ihn zum Teich. Der ist noch nicht ganz zugefroren. Bestimmt finden wir eine offene Stelle, wo wir ihn behutsam ins Wasser geben können.“ Die Kinder machten lange Gesichter, sahen aber auch ein, dass der Fisch nicht für immer in der Wanne bleiben konnte. Gesagt, getan. Vater und Söhne gingen mit hängenden Köpfen zum nahe gelegenen Teich. Tatsächlich entdeckten sie eine geeignete Stelle, wo sie den Karpfen ins eiskalte Wasser entlassen konnten.

Die Drei standen am Geländer und hingen ihren Gedanken nach. Tausend Fragen beschäftigten sie: Was wird aus ihm? Wird er überleben? Sehen wir ihn irgendwann wieder? Jetzt war er erst einmal untergetaucht. Es fehlte jede Spur.

In den darauf folgenden Tagen führte ihr Weg immer wieder an den Teich, in der Hoffnung, den Karpfen zu entdecken. Der Teich war bald ganz zugefroren und so wurde es still um den Familienkarpfen. Niemand sprach das Thema Weihnachtskarpfen jemals wieder an. Und das Jahr über kam auch keiner auf den Tisch.

# Eine andere Weihnachtsgeschichte

*Hellmut Güttler*

Am Rande der Stadt, wo die Hochhäuser stehen, wohnte in der Nähe in einem alten Blockhaus Innocenz, den man auch den „Parkwächter“ nannte. Einen Park gab es nicht. Es existierte nur eine sehr große Wiese mit verschiedenen Bäumen, Gebüsch und Blumenrabatten, die sich wunderschön in das Gesamtensemble einfügten. Und Wege.

Drei schmale verschlungene Pfade durchzogen dies Kleinod, das die Leute aus der Umgebung deshalb „unser Park“ nannten. Bänke standen etwa in der Mitte der grünen Oase und eine alte Linde hatte dort ebenfalls einen schönen Platz gefunden. Beim Spazierengehen im Sommer konnte man sich auf den Bänken ausruhen, dem Gesang der Vögel lauschen, Eichhörnchen im Spiel beobachten.

Alle, oder besser gesagt, fast alle Anwohner gaben ihr Bestes, um diesem schönen Fleckchen Erde immer einen sehenswerten Anblick zu verleihen. Innocenz aber war die Seele der Anlage. Von Vorteil war, dass sich sein Zuhause unmittelbar nebenan befand und er die Zeit hatte, dem Park seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Er war Ruheständler.

Drei oder vier Jahre war es her. Ein wunderschöner Weihnachtsabend. Saubere Luft und große feuchte Schneeflocken fielen, es begann zu dunkeln. Die Nacht ließ sich nieder, Sterne funkelten und das ganze Umfeld erschien durch das Weiß etwas heller, ein Bild der Ruhe und des Friedens. Im Park war es still. Beängstigend still. Da erschienen drei Weihnachtsmänner mit roten Zipfelmützen und dicken Pelzmänteln. Jeder trug einen prall gefüllten Sack auf dem Rücken und hatte eine Rute am Handgelenk. Sie lachten und scherzten miteinander. Innocenz war gerade auf seinem Rundgang. Da hörte er, wie sie sich über eine große Sache lustig machten und wie die Leute gucken würden, wenn die Sonne aufging. Sie stellten die Säcke an einer Bank ab und einer schob den Schnee mit dem Ärmel von der Sitzfläche. Die „Weihnachtsmänner“ ließen sich nieder.

Hinter der Linde stand Innocenz und lauschte. Aus dem Gespräch entnahm er bald, dass es sich um Diebe handelte. Sie wollten die Weihnachtszeit nutzen, nicht um zu schenken, sondern um sich zu bereichern. Als sie ihre Säcke aufnehmen wollten, trat Innocenz

hinter der Linde hervor und schrie: „Halt, ihr Halunken, bleibt stehen!“ Der Lichtkegel seiner intensiv strahlenden Lampe erfasste die Gesichter. Zwei Diebe konnten fliehen, den dritten hielt er am Arm fest. Mit der freien Hand bediente der „Parkwächter“ sein griffbereites Handy. Er drückte die Alarmtaste für das Revier. In kurzer Zeit war die Polizei vor Ort und nahm den falschen Weihnachtsmann in Gewahrsam.

Die Beute bekamen die Eigentümer zurück und drei junge Burschen mussten sich vor Gericht verantworten.

# Der Klügere oder Diebespech

*Hellmut Güttler*

Der Weihnachtsmann stapft durch den Wald  
und trifft auf einen Hinterhalt.  
So' n böser, schreckvermummter Krauter  
brüllt ihn dort an, wird immer lauter.  
Er will von ihm das Säckchen haben,  
um sich an inhaltlichen Gaben  
gütlich zu tun, zu Reichtum zu kommen;  
das hat er sich fest vorgenommen.

Jedoch der Weihnachtsmann ist schlauer  
und listig wie ein kluger Bauer.  
Den Räuber drängt er kurz entschlossen  
dahin, wo sonst die Waidgenossen  
ihr Häufchen setzen hinterm Baum.  
Der Räuber aber merkt es kaum  
und tritt hinein in das Malheur.  
Er schimpft und fällt von ungefähr.

Darauf der Weihnachtsmann geschickt  
ihn in den „schönen Haufen“ drückt.  
Der Bösewicht ist nun belehrt:  
Die Räuberei sich nicht gehört!  
Und dass man all die schönen Sachen,  
die Kindern Spaß und Freude machen,  
nicht einfach so entwenden kann.  
Nun ist der Böse b ö s e dran!

# Der lütte Trompeter

*Hellmut Güttler*

Vor dem großen Kaufhaus an der Hauptstraße zum Bahnhof stand er mit seiner kleinen Trompete. Die Straße war zu dieser Zeit sehr belebt. Weihnachtszeit. Shopping und fröhliche Menschen überall. Die Fenster waren geschmückt und hell erleuchtet und die Flaniermeile erstrahlte im Adventsglanz.

Nahe der großen Drehtür hatte sich der Knabe postiert, wo er auf seine Mutti warten sollte. Nach geraumer Zeit fröstelte ihm ein wenig. Da nahm er seine Trompete und blies darauf „Morgen kommt der Weihnachtsmann“. Einige Passanten blieben stehen. Der Kleine, so ermutigt, spielte ein weihnachtliches Lied nach dem anderen, wie er es im Radio gehört hatte.

Da fiel vor ihm ein Euro auf den Boden. Oh Gott, dachte er und schaute sich ängstlich um. Aber einige Umstehende baten: „Spiel weiter, es klingt so schön!“ Und er spielte und spielte alle Weisen, die er eingeübt hatte. Die Leute waren begeistert und legten diesen oder jenen Euro vor dem kleinen Buben nieder.

Da kam seine Mutti aus dem Center. Sie trat hinzu und ermahnte ihn: „Du sollst doch nicht betteln. Das brauchst du nicht.“ Ein älterer Mann hob die Münzen auf, steckte sie in eine Tüte und übergab sie dem Jungen. „Nimm sie nur, du hast sie redlich verdient. Wenn du das Geld nicht brauchst, dann spende es auf ein Konto, das „Brot für die Welt“ heißt. Dort hilft es Kindern, zur Weihnacht wenigstens ein Stück Brot zu haben. Und es ist eine schöne Sache, wenn man etwas Gutes tun kann. Deine Mutti wird dir dabei bestimmt gern helfen.“ „Eine gute Idee. Das werden wir machen, abgemacht“, stimmte sie zu.

Der Herr mit der Tüte lief noch einmal durch die kleine Runde. So kamen weitere Münzen zusammen, während der Kleine das Lied „Alle Jahre wieder“ intonierte. Fast alle sangen mit.

Der Bub verneigte sich, wie er es von den „Großen“ im Fernsehen gesehen hatte und lief an der Hand seiner Mutti Richtung Bahnhof.

# 8

## Sprichwörtliches

### Aller Anfang ist schwer

*Irene Birkfeld*

Jenny war gerade dabei, ihrem Töchterchen die Windeln zu wechseln, als das Telefon klingelte. Ihre Freundin Rena war dran und wollte sich mit ihr treffen. „Nur mal wieder quatschen, ein bisschen durch die Stadt bummeln und vielleicht Eis essen oder Kaffee trinken?“ Das klang sehr verlockend und obwohl Jenny genug zu tun hätte, sagte sie sofort zu.

In aller Eile machte sie ihr Kind zum Ausgehen fertig und brachte es zu ihrer Mutter, die nur ein paar Straßen weiter wohnt.

‘Endlich mal raus’, dachte sie. ‚Mal auf andere Gedanken kommen, andere Menschen sehen‘. Der Alltagstrott mit seinen vielen Pflichten ging ihr gewaltig auf die Nerven und machte sie unzufrieden.

Jetzt sitzt sie auf ihrer Couch und macht sich für ihr Date zurecht. Make-up, Fingernägel, Zehennägel, alles was sie in den letzten Wochen vernachlässigt hat. Sie hört die Tür klappen und ihren Freund Peter die Wohnung betreten. Ohne ihn anzusehen beginnt sie mit der Pediküre. „Was machst ’n da?“ – „Wonach siehst’s denn aus?“ Jenny schenkt ihre ganze Aufmerksamkeit ihren Zehennägeln und ihr Freund steht noch immer in der Tür. „He, früher hat man mal ‚Hallo‘ gesagt und ‚Schön, dass du schon da bist‘“, murmelt er in Jennys Richtung. Der nächste Zehennagel ist dran. Peter schiebt bunte Zeitungen, Spielzeug, Bügelwäsche beiseite und lässt sich dann in den einzigen Sessel fallen.

„Wie’s hier wieder aussieht. Was machst du bloß den ganzen Tag.“ – „Was wohl. Dauernd ist was Anderes. Ich springe schon im Quadrat. Pack ’s halt nicht.“ – „Kann ich mir gut vorstellen“, höhnt Peter. „Handy, Fernsehen ...“ – „Und wenn? Ich brauch auch mal ’ne Pause“ rechtfertigt sich Jenny. „Achtstunden-Pause- Tag also.“ – „Das ist gemein!“ „Guck dich doch nur mal um. Das ist ’ne Höhle, keine Wohnung. Wo ist überhaupt die Kleine?“ „Hab ich zu Mutter gebracht.“ – „Was?!“ – „Bin mit Rena verabredet.“ – „Das geht gar nicht, spinnst du?“ – „Will auch mal paar Stunden was Anderes haben als Dreckwindeln, Geschrei, Küchenkram.“ Jenny ist aufgesprungen. „Ich bin nicht dein Haustrottell!“ – „Du bist ja ’ne hysterische Zicke!“ – „Nimm das zurück!“ – „Träum

weiter. Dein Date kannst 'e knicken. Hier gibt's genug zu tun.“ – „Tickst wohl nicht sauber! Darauf kannst 'e lange warten, du Arsch!“ Peter will wütend etwas erwidern, besinnt sich aber und geht wortlos zur Tür. Beim Hinausgehen tippt er sich mit dem Zeigefinger gegen die Stirn, winkt ab und knallt die Tür hinter sich zu. „Und ich treff mich doch mit Rena, da kannst 'e dich Kopf stellen!“, schreit Jenny ihm nach.

Das Telefon klingelt und Rena meldet sich. „Hi, Jenny, bin schon vor deiner Haustür, ich komm mal kurz rauf.“ Oben angekommen bleibt sie verdutzt in der Tür stehen. „Wie sieht 's denn hier aus? Jenny, du bist Hausfrau und Mutter!“ – „Ich pack das aber nicht, das wächst mir alles über 'n Kopf.“ – „Aber wir können doch nicht einfach alles so stehen und liegen lassen und uns einen ‚Bunten‘ machen.“ – „Fällst du mir jetzt auch noch in den Rücken? Peter war schon sauer und ist abgehauen.“ – „Wie abgehauen, was meinst du damit?“ - „Weiß nicht, vielleicht zu meiner Mutter. Ich hab die Kleine zu ihr gebracht wegen unserer Verabredung.“ – „Daraus wird wohl nichts werden Wir machen jetzt hier ‚klar Schiff‘, ich helf dir.“

Kleinlaut beginnt Jenny den Tisch abzuräumen, die Zeitungen und die Bügelwäsche zu ordnen und das Spielzeug in die Kiste zu packen. Rena macht sich inzwischen an der Spüle zu schaffen. „Hat sich ja ganz schön was angesammelt!“, ruft sie über die Schulter. „Klar, dass du dann keinen Bock mehr hast.“ – „Andere haben eine Spülmaschine, aber dafür reicht's bei uns nicht“, beklagt sich Jenny. Eine Zeit lang arbeiten beide schweigend, dann meint Rena lachend: „Na, siehst 'e, ist doch ganz schön geworden. Und jetzt rufst du deine Mutter an.“ – „Ich danke dir“, flüstert Jenny mit Tränen in den Augen. „Quatsch nicht“, wehrt Rena ab. „Wir sind doch Freundinnen und bummeln gehen können wir auch an anderen Tagen.“

# Ein Haufen Holz vor der Hütte

*Irene Birkfeld*

Diesen Ausspruch kennen viele Menschen, besonders männliche, als Synonym für eine große Oberweite bei Frauen. Für mich hat er aber eine ganz andere, sehr pragmatische Bedeutung. Für mich bedeutet Holz: Sägen, Hacken, Feuer im Ofen, Flammen, die hinter der Scheibe flackern und tanzen und wohlige Wärme spenden.

Mit diesem Holz vor der Hütte war ich im vergangenen Sommer so reich gesegnet, dass ich kaum wusste, wohin mit dem Segen. Und das kam so: In meinem Garten, dicht neben der Hütte, stand eine riesige Korkenzieherweide. Bei jedem Gewitter hatte ich Angst, dass sie von einem Blitz getroffen würde. Das ist nicht passiert. Aber als vor drei Jahren ein Tornado durch Niedergrunstedt und damit durch unsere Gartenanlage tobte, hatte er meiner Weide einige sehr dicke Äste abgebrochen. Seitdem bangte ich nicht nur bei Gewitter, sondern auch bei heftigen Stürmen um meinen Baumriesen.

Meinen Kindern, die gleichzeitig meine Gartennachbarn sind, war meine Weide mit ihrer mächtigen Blätterkrone seit langem ein Dorn im Auge. Zu viel Schatten im Sommer, zu viel Falllaub im Herbst. Sie drängten mich, das Ärgernis zu beseitigen.

Eine Firma für derartige Arbeiten hatte ich schnell gefunden, die dem Baum dann auch mit Kettensägen und Seilen zu Leibe rückten. Vor dem Tor stand eine gewaltige Schredder-Maschine, die das ganze Grünzeug in sich hinein fraß. Die dicken Äste und etwa zwei Drittel des Stammes lagen am Ende als ein Haufen Holz vor meiner Hütte. Zum Glück besitze ich eine Motorsäge und eine sehr robuste Spaltaxt, so dass ich nach getaner Arbeit noch lange Zeit ein kuschelig warmes Gartenhäuschen haben werde.

Meine Gartennachbarin zur Linken hat tatsächlich das sprichwörtliche Holz vor der Hütte, aber mit einer Kettensäge umgehen kann sie nicht.



# Die Axt im Hause erspart den Zimmermann

*Ursula Kauert*

Wer kennt es nicht, dieses Sprichwort und wie viele haben sich daran erinnert, wenn es um eigene bauliche Maßnahmen ging? Zu denen gehörten auch mein Mann und ich, als wir in den achtziger Jahren das Elternhaus übernahmen.

Das brachte eine Menge Arbeit mit sich. Vieles musste erneuert, zum Teil auch angebaut werden. Vieles wollten wir daher selbst erledigen. Allerdings erkannten wir bei allem Sinn zum Sparen schnell, dass wir ohne die Mitarbeit von Fachleuten nicht auskommen konnten.

Um an das entsprechende Bauholz zu gelangen, ging mein Mann als Nichtfachmann mit Forstleuten in den Wald, um das Bauholz zu schlagen. Im Sägewerk wurde es nach den Bauzeichnungen bearbeitet. Auch bei tragenden Wänden oder Decken sowie statischen Berechnungen zogen wir Fachleute zu Rate. Ein Architekt, der am Projekt mitgearbeitet hatte, betreute die Baustelle. Gute Freunde und Nachbarn unterstützten uns tatkräftig. Ohne ihre Hilfe wären wir nicht so zügig voran gekommen.

Auch als das Haus fertig war, mussten wir Axt und Säge noch oft in die Hand nehmen. Das gelang uns immer besser, denn bei einem so großen Bauvorhaben hatten wir viel von den Fachleuten gelernt und abgeschaut. So konnten wir kleinere Reparaturen selbständig ausführen und brauchten keinen Zimmermann zur Unterstützung.

Dieses Sprichwort hat seine Berechtigung. Ein Hausherr mit geschickten Händen und im Besitz von fachgerechtem Werkzeug kann notwendige Arbeiten auch ohne Fachleute selbst erledigen und Kosten sparen. Auf den Rat und die Mitarbeit von Fachleuten aber sollte man auf keinen Fall verzichten. Diese Erfahrungen sammelten wir bei den umfangreichen Bauarbeiten für unser schönes Zuhause.

## kurz und knapp

*Heidrun Krehan*

### Was man schreibt, das bleibt

Auf dem Dorf wohnend muss man seine Gedanken zusammenhaben, falls man in der Stadt etwas zu erledigen hat. Deshalb lege ich einen Zettel bereit und notiere alle Besorgungen.

Des Öfteren geschieht es aber, dass ich meinen Merktzettel zu Hause liegen lasse. Wieder daheim prüfe ich meinen Einkauf und stelle zufrieden fest: Alles vollständig erledigt!

### Auch die kluge Frau baut vor

Beim Einkauf habe ich stets etwas Reservegeld dabei, das ich in einem besonderen Fach meiner Tasche aufbewahre. Es könnte ja ein verlockendes Angebot vor meine Augen geraten.

Das glaubte ich auch diesmal. Es kommt wie es kommen musste. Ich sehe einen wunderschönen Pullover und bin sofort in ihn verschossen. Eine Anprobe – er passt perfekt.

An der Kasse öffne ich mein Reservefach. Mir wird ganz heiß – es ist leer! Wie peinlich! Mir bleibt nichts Anderes übrig: Schweren Herzens muss ich das gute Stück im Laden lassen.

*Mario Röhm*

Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen  
„Meiner schon“, sagte der Lehrling der Gerüstbauer.  
„Kurz vor Feierabend, vorigen Dienstag war’s.“

nichts wird so heiß gegessen wie es gekocht wird  
dachte er sich  
nahm statt Messer und Gabel  
gleich den großen Löffel  
und verbrannte sich den Mund

# Wo gehobelt wird fallen Späne

*Ilse Kurtz*

Zwei Meter breit und hundertsiebzig Zentimeter hoch ist der Kleiderschrank eines Schlafzimmers in einer Weimarer Wohnung. Er ist nicht modern, hat er doch ein Alter von etwa sechzig Jahren. Gebrauchswert und Stabilität und auch seine Schönheit in Form und Maserung des Eichenfurniers und des Kirschbaumholzes sind erhalten geblieben. Selbst mehrmalige Wohnungswechsel haben ihm nicht geschadet. Allerdings brauchte man Fachleute dazu, ihn zu zerlegen, die vielen schweren Teile zu transportieren und wieder zusammenzubauen. Nach getaner Arbeit sagte einmal ein Tischler: „Es ist eine Freude, solch ein Möbelstück unter den Händen zu haben. Der Schrank ist nicht nur mottensicher, sondern auch wasserdicht.“

Der Hersteller war ein Tischlermeister aus meinem Heimatort. Die Dorfkinder kannten alle Bewohner und wussten auch viel über deren Haus und Hof. Besonders interessant war für alle Kinder die Werkstatt dieses Tischlermeisters. Es ist fraglich, ob sie dort gern gesehen wurden, gab es doch viele Gefahrenquellen bei den Holzstapeln, in der Nähe der Sägen und Hobelbänke, beim Drehen, Wenden und Heben der Werkstücke. Ebenso faszinierten die Kinder das Geräusch von Hobel und Säge und die dabei entstehenden Späne sowie das Sägemehl und natürlich der typische Geruch des Holzes.

Der Tischlermeister konnte seinen schönen Beruf zeitweise nicht ausüben. Er musste in den Krieg. Als er nach langer Gefangenschaft in Russland zurückkehrte, war er kaum wieder zu erkennen. Als Soldat hatte er Glück gehabt. Er blieb am Leben. In Gefangenschaft musste er viel hungern, erkrankte an Ruhr und war nun ein menschliches Wrack. Es dauerte lange, bis er wieder in seiner Werkstatt arbeiten konnte.

Über diese Zeit sagte er: „Was hatten wir in Russland verloren? Was haben wir den Menschen dort angetan? Es war grausam. Der russischen Bevölkerung ging es nicht besser. Die Menschen haben so wie wir gehungert und im Elend gelebt.“

Wo gehobelt wird, da fallen Späne. Damit werden Arbeiten und Abfälle in einer Tischlerwerkstatt bezeichnet. Das dieses Sprichwort gegenwärtig für das Kriegsgeschehen benutzt wird, ist unfassbar! Wer sind die "Hobler" und wer die "Späne?"

# Die Tischrunde

*Hellmut Güttler*

Andreas Kunze, Mitglied im Gemeinderat und Hauptmann der Freiwilligen Feuerwehr, saß am Tisch und brütete vor sich hin. War das Glas halbvoll oder war es halbleer?

Heute stand das abschließende Wahlgespräch an. Erst vor vier Wochen hatte er sich dafür ausgesprochen, dass der Meyer (mit y) Kandidat für das Amt des Bürgermeisters werden soll. „Dieser Mann ist ehrlich und loyal und er hat das Zeug dafür, unser ganzes Dorf voranzubringen. Er muss antreten. Es gibt keinen Besseren“, hatte er laut verkündet.

Nun meldete er sich zu Wort. Alle wurden aufmerksam, denn wenn Andreas sich meldete, gab es außergewöhnliche Neuigkeiten. „Hört mal“, sagte er, „der Meyer mit dem Y ist doch nicht der Richtige.“ Die Tischrunde in der Wirtschaft „Zum Goldenen Weinkeller“ verfiel ins Grübeln. „Und wer soll es nun sein“, fragte leise der bescheidene Herbert. - „Wer, wer? Der Meier (mit i) natürlich.“ „Ausgerechnet der“, ereiferte sich die ganze Gesellschaft. „Vor vier Wochen hast du ihn doch völlig auseinandergenommen, als unzumutbar für das Amt und für uns alle bezeichnet, den Genossen! Hast ihn einen labilen Hanswurst genannt, einen Wendehals und Schleimer. Da hätten wir doch gern eine Erklärung!“

„Ach, was soll ich da erklären. Er ist jener mit der größeren Erfahrung und übernimmt auch mal die volle Verantwortung.“ „Ja, aber“, warf Herbert ein, „vor vier Wochen ...“

„Vor vier Wochen?“, rief Andreas. „Was interessiert mich mein Geschwätz von gestern? – Meier mit dem I ist der Bessere. Punkt.“

## 9            **Träume und Zaubereien**

### Peterchens Traumreise

*Ursula Kauert*

Vor langer Zeit lebte ein kleiner Junge, er hieß Peter. Er hatte keine Eltern mehr und wuchs bei Pflegeeltern auf, die ihn schlecht behandelten. Auch die zur Familie gehörenden beiden Schwestern waren sehr böse zu ihm. Tag für Tag musste er schwere Arbeit verrichten, sogar für die Mädchen, die viel von ihm verlangten. Tat er es nicht, setzte es Prügel.

Der kleine Peter lag des Nachts in seinem Bett und träumte von einem Spielzeugland, von einem Paradies für Kinder, wo er als König gutherzig regieren konnte. Schön war dieser Traum, doch leider nur ein Traum.

Als er aufwachte, hatte sich die Pflegemutter für ihn wieder Besorgungen ausgedacht, die er sofort zu erledigen hatte. Er ging eine schmale Straße entlang und kam zu einem Spielzeugladen. Lange stand er vor dem Schaufenster und drückte sich die Nase platt. Mit großen Augen sah er sich alles an und träumte seinen Nachttraum einfach weiter. Passanten eilten vorbei und stießen ihn an, so dass er aus seinem Tagtraum aufschreckte und sich an seine Aufträge erinnerte.

Zur Schlafenszeit dachte Peter wieder an das Spielzeugland und sah sich im Traum in dem Laden, den er am Morgen so lange betrachtet hatte. Er war mittendrin, als König, und lenkte alles geschickt mit sicherer Hand. Er errichtete eine große Burganlage, in der er mit seiner Königin wohnte. Drumherum entstand ein großer Park mit vielen Blumen und Brunnen. Als Personal stellte er Püppchen ein. Er behandelte sie freundlich und gerecht. Die Spielzeugautos belieferten die Küche des Schlosses und übernahmen alle weiteren notwendigen Transporte. Um die Schlossanlage legte er zum Schutz einen tiefen Wassergraben an, stellte eine Zugbrücke auf und holte Ritter und Soldaten herbei, die alles zu bewachen hatten. Zur Abwehr von Feinden hielt er eine Reiterarmee mit schönen Pferden, für die er Stallungen auf dem Gelände errichtete. Als König Peter sein Werk vollendet hatte, blies ein Trompeter Alarm. Die Armee aus dem benachbarten Königreich griff sein Spielzeugland an. Jetzt mussten seine Reiter und alle Soldaten in die Schlacht. Der Kampf dauerte die ganze Nacht und endete mit einem Sieg der Eindringlinge. Benommen wachte Peter am Morgen auf. Er fühlte sich noch mitten im Kampfgetümmel.

Eines war rätselhaft. Im Spielzeugladen an der schmalen Straße wunderte sich die Verkäuferin als sie aufschloss. Sie hatte doch die Burganlage am Vortage an einer anderen Stelle abgelegt und vor allem: was für ein schöner Park war entstanden?  
Es blieb ein Rätsel. Niemand erfuhr, wer in der Nacht dort gespielt hatte.

# Der Zauberstab

*Mario Röhm*

Es war 14:00 Uhr. Die Erzieherin des Hortes der Grundschule hatte die Gäste vorgestellt und die Kinder klatschten zu ihrer Begrüßung. Die Gäste, das sind wir, ein paar Leute die Geschichten schreiben und für heute hierher eingeladen worden sind.

Erwartungsvolle Stille, als Frau Sturz sich vorn auf den einzelnen freien Stuhl setzte und zu lesen begann. „So ´n Scheiß, Zauberstäbe, gibt’s gar nich!“ Der Junge, der das lautstark von sich gab, saß in der zweiten Reihe, etwas links. Er war deutlich größer als die anderen Kinder und beobachtete, um sich blickend, welche Wirkung seine Worte hervorriefen. Frau Sturz, sichtlich irritiert, zögerte einige Momente lang, las bald aber weiter.

„Aua, das tut weh“ und dann, Schluchzen und Tränen. Das Mädchen, das weinte, war von zierlicher Gestalt und trug die Haare zu Zöpfen geflochten. Sie saß genau vor dem Jungen, der eine grüne Schleife grinsend in seinen Händen hielt.

Nun wurden auch die anderen Kinder unruhig, flüsterten leise und verunsichert miteinander. Frau Sturz verstummte erneut und die Erzieherin, wie es schien, etwas ratlos, ermahnte den Jungen mit den Worten: „Kevin, benimm dich bitte, du störst die Anderen und gib Lisa die Schleife zurück.“

Die Stimmung im Raum des Hortes war am Kippen. Es schien, als erwarte jeder der Anwesenden erneuten Ärger. Später folgte zaghaft verhaltenes Klatschen als Dank der Kinder für die Geschichte, mitten hinein ein hämisches „Buh, Buh“, natürlich von Kevin.

Als Nächster kam Herr Brunnenmann an die Reihe. Er trug wie immer einen eher dunklen Anzug und als er sich auf den Erzählerstuhl setzte, wirkte dieser plötzlich zerbrechlich und viel zu klein für seine hochgewachsene, stattliche Erscheinung. Herr Brunnenmanns erste Worte schafften schon eine neue Stille. Seine Stimme klang, als füllte sie den Hortraum mit Geheimnissen. „Voll krasser Mist, was der macht!“ Wieder Kevin. Aber diesmal wirkten seine Worte eine Spur weniger selbstsicher als bisher.

Herr Brunnenmann sah gelassen von seinem Manuskript auf und blickte Kevin ruhig, aber unablässig an. Dann griff er sehr langsam, immer noch sitzend, in die rechte Tasche seiner Jacke

und stand plötzlich mit einem schwarzen, stark glänzenden Stab von etwa dreißig Zentimeter Länge direkt vor Kevin, sah ihm in die Augen und sagte laut: „Silentium stupor!“

Und Kevin rührte sich nicht mehr, seine Augen blickten ohne ein Blinzeln starr geradeaus. Dann wandte sich Herr Brunnenmann nun wieder freundlich lächelnd Lisa zu, die sich besorgt und ängstlich nach hinten zu Kevin umdrehte. „Lisa, keine Angst, dir geschieht nichts. Ich habe nur eine Frage: Möchtest du, dass Kevin so bleibt wie er jetzt ist?“ Lisa schüttelte nach kurzem Zögern ihren Kopf. „Dann brauche ich deine Hilfe,“ sagte Herr Brunnenmann. „Du musst laut und deutlich ‚Lumus semper‘ sagen. Traust du dir das zu?“ Lisa nickte so entschieden, dass ihre Zöpfe hin und her wippten. „Okay, Lisa, aber du musst diese Worte allein sprechen. Ich kann dir dabei nicht helfen.“ - „Ja ist gut, ich versuche es.“

Lisa hielt nun den schwarzglänzenden Stab von Herrn Brunnenmann in ihrer rechten Hand und flüsterte beinahe unhörbar „Lumus semper“. Kevin aber rührte sich nicht und schwieg noch immer. Da probierte sie es erneut und ihre Stimme klang plötzlich kräftig durch den Raum. „Lumus semper!“ „Oh!“ - nur dieser eine Ton gelangte aus dem Mund des Jungen, bis er beinahe ungläubig wieder und wieder seine Hände hin und her bewegte.

Ihr wollt nun sicher wissen, was mit Lisa und Kevin weiterhin passiert ist und ob Herr Brunnenmann wirklich zaubern kann? Aber da gibt es ein Problem. Eigentlich ist die Geschichte schon fertig erzählt - es sei denn, ihr helft mir. Dann geht sie vielleicht doch noch weiter.



# Das verzauberte Meerschweinchen

*Jan Bretschneider*

Meerschweinchen erschrecken vor Geräuschen und Bewegungen, die wir Menschen oft kaum wahrnehmen. Dann starten sie blitzartig und rennen davon, so schnell sie ihre kurzen Beinchen voran bringen. Dieses Verhalten haben sie von ihren südamerikanischen wilden Vorfahren geerbt. Das sind Höhlenbewohner, die bei Gefahr so schnell wie möglich diese schützende Unterkunft aufsuchen.

Sich so zu verhalten kann aber für ein Hausmeerschweinchen auch gefährlich werden. Das musste die fünfjährige Anika schmerzlich erfahren. Sie hatte vor einiger Zeit ein Kurzhaar-Meerschweinchen bekommen, schön weiß, braun und schwarz gefleckt. Ihre Conny – so der Name des Schweinchens – liebte sie sehr.

Zum Wochenende brachten wir Anika auf ein kleines Dorf. Dort wohnten Oma Else und Opa Josef. Das Mädchen wollte einige Tage bei ihnen bleiben. Selbstverständlich musste das Meerschwein mitkommen. Es saß in einer kleinen Kiste und hatte dort wenig Platz. Das war aber nicht weiter schlimm, weil Anika sie ohnehin fortwährend auf dem Arm herumtrug oder auf dem Schoß hielt. Meist ging das so lange, bis Anikas Hose und Hände etwas nass wurden. Denn ihre Conny „musste mal“. Anika war empört: „Iii, Conny hat mich angepöschelt!“

Aber nun musste Anika selbst mal. Sie setzte das Schweinchen vorübergehend auf einen Schrank, kaum höher als der Tisch. Das Tier blieb dort ruhig sitzen und keiner dachte etwas Arges. Da öffnete sich die Stubentür und Oma Else kam herein. Sie trug Wäsche in beiden Händen, die sie zusammenlegen wollte. Als erstes nahm sie ein Wischtuch und schüttelte es glatt. Auf dieses Geräusch hin machte das Meerschweinchen einen Blitzstart, rannte über den Schrank und anschließend wie von einer Sprungschanze waagrecht in die Luft. Es landete auf dem Fußboden, der zum Glück mit einem Teppich dick gepolstert war und saß dort ganz still. Anika kam dazu. Erschrocken untersuchte sie das Tierchen. Es konnte gut laufen, ein Zeichen, dass nichts gebrochen war. Alle freuten sich, besonders natürlich Anika, dass Conny keinen Schaden erlitten hatte.

Zwei Tage später ging die Sache nicht so glücklich aus. Anika trug wie gewöhnlich ihre Conny auf dem Arm umher. Keiner rechnete damit, dass das Meerschweinchen plötzlich herunterspringen würde. Das geschah so schnell, dass niemand den Sprung verhindern konnte. Das Fellschweinchen fiel wieder auf den Fußboden. Der war aber diesmal nicht teppichgepolstert, sondern bestand aus harten Dielenbrettern. Das Tier lag zunächst ruhig und versuchte dann zu laufen. Aber es konnte die Hinterbeine nicht mehr bewegen, schleppte sie ausgestreckt hinter sich her. Anika kamen die Tränen. Sie jammerte: „Meine Conny, meine arme Conny!“ Oma Else versuchte das traurige Mädchen zu trösten. Opa Josef nahm das Meerschwein hoch und betastete langsam und vorsichtig den Körper und die Beine. Er konnte jedoch nichts finden, setzte es auf den Tisch und brachte das Tierchen zum Laufen. Aber wieder bewegte es sich nur mit den Vorderbeinen mühevoll ein paar Schrittschen vorwärts.

Anika wurde immer trauriger und weinte bitterlich. Oma und Opa saßen mit betrübten Gesichtern bei ihr. Sie waren ratlos. Was sollte denn nun mit Conny geschehen?

Aber nach einiger Zeit begann sich die Miene von Opa Josef aufzuhellen. Dann flüsterte er Oma Else etwas ins Ohr. Anika konnte es nicht verstehen, sah nur, wie ihre Oma zustimmend nickte. Zu Anika sagte er nur: „Ich geh mal gucken, vielleicht finde ich jemand, der Conny helfen kann.“

Eine Zeit verging. Sie erschien Anika unendlich lang. Dann hatte ihre Ungeduld jedoch ein Ende. Opa kam wieder und hinter ihm betrat ein Mann die Stube. Er erschien Anika uralte. Ein verfilzter Bart umrahmte sein Gesicht, das von unzähligen tiefen Runzeln durchzogen war. Der Mann trug einen schmutzigen Kittel mit tiefen Taschen und einen verbeulten Hut, den er aufbehielt. Anika bekam ein wenig Angst vor dem Fremden, der sich bedächtig auf einem Stuhl niederließ und mit knarrender Stimme zu ihr sprach: „Wir versuchen, dein Meerschwein wieder zum Laufen zu bringen. Dazu brauchen wir aber noch etwas.“

Der Mann griff in eine seiner Taschen und zog ein verwachsenes knorriges Stück Holz hervor. Es war blank geputzt und mit farbigen Ringen verziert. „So, das ist mein Zauberstab. Ich sage jetzt einen Zauberspruch und du“ – zu Anika gewandt – „streichst deinem Meerschwein mit dem Stab über den Rücken. Also: „Juppi, juppi, juppi, Schweinchen, mach wieder huppi!““

Alle warteten gespannt, jedoch Conny rührte sich nicht. Enttäuschung zeigte sich auf den Gesichtern. Aber der Alte meinte:

„Nun gut, dann müssen wir das anders machen. Anika, du musst selbst einen Zauberspruch sagen, wenn du den Zauberstab führst. Weißt du einen Spruch?“ Anika nickte nach kurzem Überlegen. „Dann sag ihn!“ - „Hopp, hopp, hopp, Conny, lauf Galopp“! Danach gespanntes Warten. Wieder nichts. „Los, versuch es noch ein Mal!“ Da ging ein Zucken durch das Meerschweinchen, als wenn es aufstehen wollte. „Zum dritten Mal!“ kam die Aufforderung des Alten. „Hopp, hopp, hopp, Conny, lauf Galopp!“ Wieder gespannte Blicke.

Auf einmal rappelte sich das Meerschweinchen auf, schüttelte sich und tappte einige Schritte. Es konnte tatsächlich wieder laufen. Anika jubelte und passte auf, dass ihre Conny nicht vom Tisch sprang. Auch der alte Mann freute sich. „Nun gib mir den Zauberstab zurück. Vielleicht brauchen ihn bald andere Kinder, die auch ein Unglück haben.“ Anika bedankte sich herzlich bei dem Zauberer, der leise winkend verschwand. Sie nahm ihre Conny glücklich auf den Arm und war wieder ein fröhliches Mädchen.

# Die Zaubershow

*Ursula Kauert*

Ein gelungener Abend, die Zaubershow neigt sich dem Ende. Pausenlos applaudierte das Publikum. Wie konnte man das noch toppen, fragte sich der Künstler. Ein Highlight musste noch sein. „Nun, meine Damen und Herren, möchte ich Ihnen etwas ganz Spezielles zeigen.“

Der Zauberer nahm ein großes Glasgefäß und füllte es mit Golfbällen. Er fragte ins Publikum, ob das Gefäß jetzt voll sei – lautstark bejahten es alle. Dann holte er eine große Tüte mit Kieselsteinen hervor und leerte sie ebenfalls in das Glas. Er rüttelte sachte, so dass die Kieselsteine in die Zwischenräume der Golfbälle rollten. Wieder stellte der Künstler seine Frage: „Ist das Gefäß nun voll?“ Die Antwort war ein kräftiges „Ja!“

Als nächstes fasste er nach einer Dose, in der sich Sand befand. Auch der kam ins Glas und verteilte sich rieselnd in die Lücken. Mit der gleichen Frage wandte er sich an die gespannten Zuschauer und die bestätigten ihm: Das Glas ist voll. Es passt nichts mehr hinein. „Was halten Sie davon?“ Der Zauberer griff unter seinen Tisch und holte zwei Dosen Bier hervor. Ein Gemurmel setzte ein, einige Lacher waren zu hören, man wusste nicht so recht, was der Meister wollte, war sich uneins. Sollte das Bier ebenfalls in das Glas? Genau das geschah. Und siehe da – die Flüssigkeit hatte noch Platz im Behälter.

Nachdem die Aufmerksamkeit wieder hergestellt war, erklärte der Künstler: „Ich bitte Sie, diese Präsentation als Gleichnis Ihres Lebens anzusehen: Die Golfbälle stellen die wichtigsten Dinge dar wie Familie, Kinder, Freunde und vor allem eine gute Gesundheit. Die Kieselsteine verdeutlichen, was Ihnen im Leben noch wichtig ist, zum Beispiel Arbeit, Ihr Haus, Ihr Auto, schöne Reisen. Der Sand schließlich steht für all die Kleinigkeiten, die im Leben noch dazu gehören.“

Der Zauberer machte eine Pause, dann sprach er weiter: „Es wird nun Zeit, das Experiment zu interpretieren. Falls Sie den Sand zuerst in das Gefäß schütten, gibt es weder Platz für die Kieselsteine noch für die Golfbälle. Das gilt auch für Ihr Leben. Wenn Sie alle Zeit und Energie in Kleinigkeiten stecken, werden Sie keinen Platz für die wichtigeren Dinge haben.“

Achten Sie deshalb auf Dinge, die Ihnen Glück und Freude schenken. Spielen Sie mit den Kindern, pflegen Sie Ihre Partnerschaft, gönnen Sie sich etwas Schönes. Es wird dann immer noch Zeit sein, das Haus zu reinigen und andere Pflichten zu erfüllen. Setzen Sie stets zuerst auf die Golfbälle.“

„Und was ist mit dem Bier?“, rief ein Besucher aus der ersten Reihe. „Ich bin froh, dass Sie das fragen“, lächelte der Künstler. „Es ist dafür da, Ihnen zu zeigen, dass, egal wie schwierig oder vollgepackt Ihr Leben auch sein mag, immer noch Platz für das eine oder andere Bierchen ist.“ Tosender, nicht enden wollender Beifall brauste auf. Der Zauberer verneigte sich. Das Publikum hatte ihn verstanden.

# Träumen von Träumen

*Jan Bretschneider*

Die junge Witwe saß kerzengerade auf ihrem Stuhl, den Blick unverwandt auf die Urne gerichtet. Wie durch einen wabernden Nebelschleier vernahm sie Bruchstücke von dem, was der Trauerredner zum Tode ihres Mannes sagte.

„ ... Verluste sind Teil unseres Lebens. Wir alle erleiden den Verlust von Beziehungen, Gelegenheiten oder materiellen Gütern. Wir verlieren unsere Jugend, vielleicht unsere Schönheit und mitunter unsere Träume. ...“

Träume – das Wort drang ins Bewusstsein der trauernden Frau. Ihre Gedanken begannen um dieses eine Wort zu kreisen. Ja, ihr verstorbener Mann hatte viele Träume; alle kannten sie. „Wenn ich erst Rentner bin, dann werde ich ..., dann werden wir ...“ pflegte er einzuleiten.

Zuerst wollte er den Haushalt übernehmen, damit sie ungestört ihren Beruf weiter ausüben könne. Die Dachrinne an der Garage müsste unbedingt erneuert, die Haustür gestrichen werden. Er wollte die alte Fichte im Garten roden und einen anderen Baum pflanzen. Sie hatten vor, ihn gemeinsam auszusuchen. Und verreisen wollte er, mit ihr fremde Länder erkunden, vor allen Dingen Malta. Dort zog es ihn besonders hin. Und jetzt?

Kaum aus dem Erwerbsleben entlassen traf es ihn, hart, unvermittelt, ohne irgendein Vorzeichen. Der kräftige Sechzigjährige, gefällt wie ein Baum – Herzinfarkt.

Die Augen der um zwanzig Jahre jüngeren Frau füllten sich mit Tränen. die Träume ihres einstigen Gefährten verwoben sich mit ihren eigenen, noch von Ratlosigkeit geprägten.

Ja, wie sollte sie denn allein zurechtkommen mit dem, was ihr Ehemann nicht mehr schaffen konnte? Würde sie das Haus erhalten können? Was würde aus ihren Träumen vom erfüllten, glücklichen, gemeinsamen Leben mit ihm? Würde es je wieder einen solchen Partner an ihrer Seite geben? Hatte sie große und kleine Portionen Glück in ihrem gewiss noch langen Dasein zu erwarten? Ihre Gedanken verflüchtigten sich. Erneut tropften Tränen in ihr Taschentuch.

Verschwommen hörte die Trauernde aus des Redners Mund wieder das Stichwort – träumen.

Er sprach von Träumen, in Verse gekleidet:

„ ... Ich träume von nichts, von allem.  
Von dir. Von dir in der Welt.  
Wo du, wo wir,  
wo alle nicht leben –  
nur träumen ...“

Dann erklang Musik aus dem „Goldenen Pavillon“. Die trauernde Frau empfand dabei den tröstenden Nachklang der erdichteten Träume.

## 10 kreuz und quer - hin und her

### Dumm gelaufen

*Ilse Kurtz*

Georg absolviert die berufliche Ausbildung in einer Großstadt. Mit seiner Heimat fühlt er sich weiterhin verbunden. Oft kann er nicht zu Angehörigen und Freunden fahren, denn es ist weit von dort und kostet Zeit und Geld.

Damit er bei seinen Kurzbesuchen stets frische Wäsche mitnehmen kann, schickt er Schmutzwäsche vorher nach Hause, an das „Hotel Mama“. Postmietbehälter erweisen sich dafür als zweckmäßig. Das bedeutet kein Packpapier, wenig Paketschnur. Er muss nur den Adressaufkleber anbringen.

So wurde mit der Zeit Georg ein routinierter Paketkunde für die Post. Und weil Prüfungsstress ihn daran hinderte zum Geburtstag seiner Freundin zu fahren, schickte er ihr mit Leihkarton das Geburtstagsgeschenk.

Im üblichen Paket an seine Eltern befanden sich außer der Gebrauchswäsche auch einige gewünschte Artikel aus Spezialgeschäften, die es im Heimatdorf nicht gab. Soweit die Fakten, die zum Malheur führten.

Im Elternhaus traf ein Paket ein mit raffinierten, hochwertigen Dessous.

Peinlich, peinlich dagegen das Geburtstagsgeschenk für die Liebste: Schmutzwäsche und Zellstoffprodukte für Erwachsene, die bei Inkontinenz gebraucht werden.



# Ironie des Schicksals

*Heidrun Krehan*

Eine bislang mit Gewicht und Figur zufriedene Frau kam in die genullten Jahre. Ganz überrascht glaubte sie, dass ihre Waage nicht zu stimmen schien. Sie schlug weiter aus als bisher. Lange beachtete sie diesen Umstand nicht.

Aber als dann die sechste Null überschritten wurde und die Waage wie bisher die Wahrheit verkündete, schrillten die Alarmglocken. Wie kam es nur dazu? An ihrem Lebensstil und ihren beibehaltenen Essgewohnheiten konnte es wohl nicht liegen. Trotzdem zeigten sich an den bewussten Zonen einer Frau die sogenannten Wohlstandsrollchen.

Darüber recht unzufrieden äußerte sie des Öfteren ihren Frust gegenüber ihrem Ehemann. Der nahm es leicht hin. Manchmal spöttelte er, manchmal tröstete er auch mit dem Hinweis auf das Alter oder runzelte nur unverständlich die Stirn.

Da beschloss sie: Das Essen wird reduziert und sich noch mehr bewegt! So gut, so schön. Aber nichts veränderte sich auf dem schonungslosen Beweisgegenstand.

Eines Tages – nackt auf dem Rand der Badewanne sitzend – überkamen sie Groll und Selbstmitleid und es sprudelte aus ihr heraus: Da kasteit man sich wochenlang und es gibt kein Erfolgserlebnis. „Nicht mal ein einziges Kilo weniger zeigt die Waage an!“

Mitfühlend, aber mit einem Grien, sagte ihr Angetrauter: „Also, es ist wirklich schlimm mit dir – du siehst schon fast aus wie ein Buddha.“ Sie war hochgradig geschockt.

Doch im nächsten Augenblick äußerte er etwas, das sie als Wiedergutmachung und Lehre betrachten musste: „Akzeptiere dich bitte so wie du bist. Mit über Siebzig kann man schließlich nicht wie Siebzehn aussehen.“

Seitdem hat sie Frieden mit sich geschlossen. Etwas Buddha-Dasein bleibt ihr gewiss – und ihre Waage stimmt dennoch.

# Echte Freundschaft ?

*Heidrun Krehan*

Seit der ersten Klasse bin ich mit meiner Schulkameradin Marie befreundet. Viele Dummheiten heckten wir gemeinsam aus, waren uns bei der Erfindung von Notlügen sowohl Spielkameraden als auch Eltern gegenüber stets einig, betrieben zusammen Sport, verbrachten viele Stunden unserer Freizeit miteinander oder lernten gemeinsam.

Nach der Berufsausbildung trennten sich unsere Wege. Wir heirateten, gründeten eine Familie und wohnten etliche Kilometer voneinander entfernt. Dennoch verloren wir uns nie aus den Augen. Wir besuchten uns in größeren Abständen und teilten Freud und Leid miteinander – anfangs per Post, später per Telefon und auch mit neuerer Technik wie Skype. Das hielt an bis zu dem bewussten Tag als meine Freundin erfuhr, dass ich ein Smartphone besitze. Ich dachte mir nichts dabei und teilte ihr meine Telefonnummer mit – wie sich herausstellte, ein Fehler.

Von Stund an klingelte mein Handy und per Whats App hagelte es gute Wünsche oder Videos mit meist wenig Sinn oder Humor.

Der Höhepunkt erreichte mich Silvester: Sektgläser funkelten, Schornsteinfeger verhießen Glück, um Mitternacht wurde das neue Jahr mit Glockenschlag und Feuerwerk ungehindert in unser Wohnzimmer katapultiert, kurzum – wir waren genervt. So drastisch konnte und wollte ich ihr das nicht sagen, doch irgendwie sollte sie auch wissen, dass wir nicht sehr begeistert darüber waren.

So schrieb ich ihr, dass sich mein Mann durch das ständige Klingeln gestört fühlt und bat sie, es für heute genug sein zu lassen. Prompt flatterte diese Antwort herein. „Entweder hast du ein altes Handy, denn neue klingeln nicht oder dein Mann hat einen Restvirus auf den Ohren.“ Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen und las noch einmal. Ich war so tief getroffen und fand das einfach unverschämt.

Tatsächlich war mein Mann ein Vierteljahr zuvor an einem Virus auf dem Trommelfell erkrankt und da es den Anschein hatte, er könnte ein Pflegefall werden, litten wir beide schwer darunter. Davon wusste meine Freundin. Wie konnte sie nur so reagieren?

Dafür hatte ich kein Verständnis und sprach sofort mit ihr. Sie bestritt meine Vorwürfe, erfand lauter fadenscheinige Ausreden und als Krönung zweifelte sie noch unsere Freundschaft an.

Ich wollte mich nicht länger mit ihr streiten. Es machte keinen Sinn, denn sie zeigte keine Einsicht, dass sie übers Ziel hinausgeschossen war. Auf eine Entschuldigung wartete ich auch vergebens. Deshalb schlug ich vor: „Lass uns unseren Handy-Kontakt beenden. Auf die Art kann ich gern verzichten.“ So herrschte zwischen uns eine geraume Zeit „Funkstille.“

Die Freundschaft hatte ich nicht gekündigt. Marie bekam zum Geburtstag wie jedes Jahr einen Glückwunsch. Seitdem gelangten wieder diverse verzichtbare Meldungen zu mir. Offensichtlich hatte sie das Gespür verloren, was sich unter Freunden gehört und was nicht.

Für mich hat unser Verhältnis, das ich nicht mehr Freundschaft nennen kann, einen tiefen Riss bekommen. Ich betrachte jemand dann als Freund, wenn er mein Lächeln sieht, aber auch erkennt, wenn meine Seele weint.

# Ein betörender Duft

*Ursula Kauert*

Hartmut ist ein „Nasenmensch“, weil er Düfte, Aromen und Gerüche besser wahrnehmen kann, als vielleicht die meisten anderen Menschen. Er ist glücklich verheiratet und überzeugt, es sei alles um ihn herum in bester Ordnung.

Seit sechs Wochen allerdings hat er eine neue Freundin. Die Beiden können sich nur in großen Abständen treffen, doch Hartmut ist mit diesem Arrangement zufrieden und genießt das „Verbotene“. Die damit verbundenen Heimlichkeiten reizen ihn und bringen mehr Schwung in sein Leben.

Kurz vor ihrem Geburtstag macht ihn seine Ehefrau dezent auf einen besonderen Wunsch aufmerksam. Sie schreibt ihm den Namen eines Parfüms auf ein Merkkärtchen. Hartmut lässt sich das Gewünschte von einer sehr netten Verkäuferin bringen. Als er den Kassenzettel sieht, schluckt er heftig. Im Normalfall greift er bei Geburtstagsgeschenken nicht so großzügig ins Portemonee .

Zu Hause angekommen packt Hartmut den Flakon aus dem Papier aus und in geschmackvolles Geschenkpapier ein. Da schwant ihm nichts Gutes. Und tatsächlich. Endgültige Gewissheit bekam er, als seine Frau an ihrem Ehrentag ins Bad verschwindet und ihm nach einer Weile erwartungsvoll ihr Dekolletee hinhält. Hartmut schnuppert und vergisst fast zu atmen. „Das ist doch der Duft von Jenny“, bricht es aus ihm heraus. „Ja, ja, Jennys Parfüm finde ich schon so lange toll. Nur den Namen hat sie mir bis gestern nie verraten.“ Seine Frau schaut ihn treuherzig an.

Hartmut sieht sich im Hamsterrad. Seine Sinne spielen verrückt, die Gefühle befinden sich im Zwiespalt. Ein heillooses Durcheinander. Später kommt es ihm sogar vor, als läge Jenny mit im Ehebett. Was für eine Horrorvorstellung! Es bleibt nur eins: die Flucht ins ehemalige Kinderzimmer. Hartmut muss Ruhe finden und sich eine Strategie überlegen, um aus dieser vertrackten Situation herauszukommen. Der Duft steht wie eine Mauer vor seiner Nase.

In den darauf folgenden Tagen setzt er seine ganze Überzeugungskraft ein, um seine Frau davon zu überzeugen, dass ihm der neue

Duft überhaupt nicht gefällt. Er würde nicht zu ihrer Persönlichkeit passen, zu blumig, viel zu aufdringlich. Sollte das nicht zum Erfolg führen, muss der geschliffene Flakon eben geschickt vom Waschtisch auf die Fliesen fallen.

Erst dann würde er wieder ganz der Alte sein. Der Duft hat in seiner Wohnung nichts zu suchen, rein gar nichts. Der Duft gehört zu Jenny und in ihre Umgebung.

# Heute will ich mal nicht "funktionieren"

*Brunhilde Jentsch*

Schon lange spukt mir dieses Vorhaben im Kopf herum. In Gedanken habe ich es auch getan, aber soll ich oder soll ich nicht? Beim Aufwachen weiß ich es: Heute ist der geeignete Tag. Ich fange sofort an. Ich funktioniere heute einfach nicht! Mein Bett wird nicht aufgeschüttelt, das Fenster bleibt geschlossen. Duschen fällt aus. Nur das Gesicht wird mit kaltem Wasser oberflächlich gewaschen. Die Zähne putze ich flüchtig. Mit der Bürste fahre ich einmal durch das Haar, frisiert wird nicht. Wie die Küche aussieht. Der Kaffee ist übergeschwappt, einen Teller nehme ich nicht. Das Frühstücksbrot esse ich auf der Faust. Ohne aufzuräumen verlasse ich die Küche. Heute gibt es keine Hausarbeit! Ich schlüpfte in die Schuhe ohne zu kontrollieren, ob sie sauber sind. Heute ist mir das egal.

Ich steige auf mein Fahrrad und radle in der verbotenen Richtung die Einbahnstraße entlang und muss dabei laut lachen. Meine Armbanduhr habe ich absichtlich zu Haus gelassen. Als sich mein Magen meldet, hole ich die Scheibe Brot und ein ordentliches Stück Knackwurst aus dem Rucksack. Behaglich strecke ich mich im Gras aus. Der Himmel ist blau, weiße Wölkchen ziehen dahin. Prima Wäschewetter, ist mein erster Gedanke. Aber ich will nicht, bin konsequent und bleibe liegen.

Dann gehe ich doch noch schnell einkaufen und koche die Brühe für die Suppe, die wir morgen essen wollen – wenn es heute schon nichts gab. Mich stören auch die Wasserspritzer am Spiegel und die Krümel von heute Morgen. Erst einmal lüften Und die Schuhe stelle ich nicht so verstaubt ins Regal. Ich stelle fest, mein Vorhaben ist gescheitert. Nur wenige Stunden habe ich nicht funktioniert. Aber die waren einfach nur schön.

# Begegnung mit einem Unbekannten

*Brunhilde Jentsch*

Wieder einmal hatte ich den Korb im Einkaufszentrum Atrium sehr gefüllt. Meine beiden Beutel waren schwer geworden. Das Thermometer zeigte sommerliche 27° C und mein Nachhauseweg führte nur bergan. Leider hält kein Bus in der Nähe meiner Wohnung. Das erste Stück war noch erträglich, aber dann musste ich pausieren. Da sah ich einen kräftigen älteren Herrn mit seinem fast leeren Rollator heran kommen. Ich fasste mir ein Herz und fragte ihn, ob ich nicht meine Einkaufsbeutel auf seinen Rollator stellen darf und beim Schieben helfen kann. Er zögerte kurz und ließ es geschehen.

Wir kamen ins Gespräch. An der Friedensbrücke wies er auf die verfallene Mühle. „Früher brachten wir unsere Körner dorthin und ließen sie zu Mehl verarbeiten.“ Früher wohnte der Herr im Weimarer Land und jetzt in einem Heim. Ich überlegte und wollte wissen: „Sie wohnen wohl im Seebachstift oder ‚Azurit‘?“ „Nein, ich wohne in der Nietzschestraße im neuen Wohngebiet.“ „O, dort ist doch das Hospiz.“ „Ja, ich hatte einen Herzinfarkt, wurde operiert und bin krebskrank.“ Mir wurde es sehr beklommen zumute. „Und da lasse ich Sie meine schweren Einkaufsbeutel schieben.“ „Na und“, sagte er, „ich weiß nicht, ob ich noch wenige Tage, Wochen oder Monate leben werde. Ich war erst wieder im Krankenhaus, wo mir der Magen ausgepumpt werden musste ...“

Mittlerweile waren wir bei mir angekommen und ich nahm ihm meine Einkäufe ab. Sehr herzlich bedankte ich mich und wünschte ihm noch eine lange Lebenszeit. „Denn“, so sagte ich, „Sie sehen nicht so aus, als würden Sie nicht mehr lange leben. Und nun wissen Sie auch wo ich wohne.“ Ich nannte meinen Namen und verabschiedete mich: „Sie sind jederzeit gern bei mir gesehen. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mich einmal besuchten.“

Dieser Tag beschäftigte mich sehr und ich nahm mir vor, ihn zu besuchen. Worüber könnte sich der hilfsbereite Herr freuen? Schließlich packte ich liebevoll ein Gläschen Marmelade ein, die ich vor ein paar Tagen selbst gekocht hatte.

Im Hospiz erklärte ich den Schwestern, wen ich besuchen möchte und sie wussten gleich „Das ist unser Herr K.“ Leider konnte ich

nicht zu ihm, weil er sich zum Schlafen hingelegt hatte. Sie versprachen mir, meine lieben Grüße und das kleine Geschenk zu übergeben.  
Nun war ich wieder mit mir zufrieden.



# Höhen und Tiefen

*Brunhilde Jentsch*

Es gibt sie wohl in jedem Lebensabschnitt, die guten und weniger guten Seiten. Aber je älter man wird, auf umso mehr Sonnen- und Schattenseiten kann man zurückblicken.

Mein Beruf als Sekretärin bereitet mir viel Freude. Ich liebe es Verantwortung zu tragen, für den Chef unentbehrlich zu sein und das Gefühl zu haben, die gestellten Aufgaben zur vollen Zufriedenheit zu erledigen.

Das Jahr 1989 bedeutete eine einschneidende Wende auch in meinem beruflichen Leben. Mein Betrieb wurde geschlossen und jeder Mitarbeiter versuchte auf seine Art und Weise eine neue Beschäftigung zu finden. Im Alter von fünfzig Jahren kann man noch nicht in Rente gehen. Und warum sollte ich irgendeine Umschulung machen oder Briefe und Zeitungen austragen? Für mich ist Berufserfahrung sehr wichtig, denn was man gelernt hat, kann einem niemand nehmen.

Deshalb antwortete ich sofort mit JA, als ich von einer Firma aus den alten Bundesländern das Angebot erhielt, wieder als Sekretärin arbeiten zu können, wenn ich mich um Büroräume und Personal von hier kümmere. Meine wichtigsten Arbeitsmittel waren Schreibmaschine, Stenogrammblock, Bleistift. Das Telefon jetzt ohne Wählscheibe, dafür nur noch Zahlenblock. Vollkommen neu waren Computer, Drucker, Disketten. Auch ein Kopierer zum Verkleinern und Vergrößern, ein Fax-Gerät, ein Diktiergerät mit dazu gehörenden Kopfhörern und andere für mich neuartige technische Geräte. Ich war gewöhnt, dass ich mein Handwerk im Griff hatte, aber nun machte diese Technik mit mir was sie wollte. Bald hatte ich das Gefühl, dass ich gar nichts mehr konnte. Beim Telefonieren klappte kaum eine Verbindung. Alle Vorwahlnummern waren geändert und die Leitungen überlastet.

Auch die Zusammenarbeit mit dem Chef hatte sich geändert. Der Neue zeigte sich spontan, meist nachmittags. Längeres Arbeiten war an der Tagesordnung und wie gern hätte ich einmal von ihm gehört, ob er mit meiner Arbeit zufrieden war oder was ich vielleicht anders machen könnte. Ich wurde immer unzufriedener, weil jegliches Erfolgserlebnis fehlte. Ich war noch nie in meinem Leben so verzagt.

Als eines Tages mein Chef mit einigen Herren in langen schwarzen Mänteln angereist kam und wichtige Protokolle zu diktieren hatte, wünschte ich mir, es möchte Stromsperre sein. Seit dem Vortage hatte mich doch der Drucker versetzt. Mein heimlicher Wunsch wurde erhört. Der Strom ging weg. „Ja, meine Herren, das war’s dann wohl“, sagte mein Chef. „Ein Protokoll wird heute nicht mehr realisiert werden. Wir können uns nicht mal einen Kaffee kochen lassen.“ Mir fiel ein, dass ich zu Hause noch meine Reiseschreibmaschine hatte und der Stenoblock lag in gewohnter Weise immer noch im Schreibtisch. Nun konnte ich zeigen, dass es auch ohne Strom geht. Als die Herren in ihre Autos stiegen, waren die Protokolle fertig und unterschrieben.

Zum ersten Mal hörte ich anerkennende Worte. Von einem der Herren: „Ich weiß nicht, welche Sekretärin bei uns das hinbekommen hätte.“ Nach diesem kleinen Erfolgserlebnis schöpfte ich wieder Kraft und Omas Spruch über dem Sofa hatte daran auch einen Anteil:

„Anfangs wollt ich fast verzagen  
und ich glaubt, ich trüg es nie.  
Und ich hab es doch ertragen,  
aber fragt mich nur nicht, wie.“

# Ungereimtes

*Mario Röhm*

## Im Internat

Vor Mitternacht und kein Besucher mehr auf den Zimmern  
der jungen Frauen, außer der Diensthabenden bei ihrem  
Kontrollgang  
und dem Mann, der, als es klopfte,  
blitzschnell im Schrank verschwand

weg von dort

Gebügeltes mit Binder  
war für die Anderen  
ich lernte mein Zeug  
unterwegs

## Mein neuer Namen

die Tage schenkte ein Bekannter mir einen Namen  
er nannte mich WaldMeister,  
ausgedrückt in einer Gleichung:  
Wald + meist + er = WaldMeister

## Ziel erreicht

Jetzt endlich hatte er, was er wollte,  
auch sein Auto war verkauft  
er stieg in den Zug nach Süden.  
Sie wartete schon auf ihn.  
Ihre Tür stand offen  
und er betrat die Abtei des Klosters.

## Glück

*Ilse Kurtz*

„Da hast du aber einen Schutzengel gehabt“ – „Da hat jemand die Hände über dich gehalten.“

Diese beiden Sätze gefielen der Angesprochenen gar nicht. Zwei Monate nach einem Autounfall war sie wieder gesund und hatte gerade mit ihren Bekannten darüber gesprochen. Glücklicherweise konnte sie wegen der schnellen und vollständigen Genesung sein, aber einen Engel konnte sie nicht einbeziehen.

Was war ihr damals beim Auffahrunfall passiert? Wie wurde geholfen, was diagnostiziert und wie geheilt? Das war so:

Sie befuhr mit ihrem kleinen Pkw die Autobahn und hatte ihn bei regennasser glatter Straße nicht unter Kontrolle, als sie bei einem Stau bremsen musste. So kam es bei dem am Stauende stehenden Klein-Lkw zu einem Sachschaden von 4.000 €. Ihr Auto landete rutschend auf dem Seitenstreifen, gebrauchsunfähig. Die erste Vermutung, es handele sich nur um einen Sachschaden, bewahrheitete sich nicht. Die Fahrerin wurde verletzt. Mehrere Kraftfahrer aus der stehenden Kolonne boten Erste Hilfe an. Sie wurden abgewiesen, denn die Verunglückte konnte ohne Hilfe aus ihrem Fahrzeug steigen. Ein Helfer kam dennoch mit einer Halskrause zurück, denn er hatte etwas von „Kopfschmerzen“ gehört.

Im Krankenhaus ergab die CT-Diagnose folgendes Bild: Bruch von zwei Halswirbeln, aber nicht verschoben. Letzteres birgt die Gefahr einer vollständigen Lähmung einschließlich Atemblockierung. Eine Notoperation wurde ausgeschlossen; die Mediziner setzten auf Selbstheilung. Während dieser Zeit durfte die Stabilisierung des Halses nicht durch Stoß oder ruckartige Bewegung gestört werden, das bedeutete – die Halskrause war ständig zu tragen. All dies erwies sich als erfolgreich.

Haben das Schutzengel oder schützende Hände bewirkt?

Dazu beigetragen haben vor allem intakte menschliche Beziehungen: engagierte Kraftfahrer, Rettungskräfte, medizinisches Personal sowie die Ärzte, die gegenwärtige hochentwickelte medizinische Kenntnisse und technische Entwicklungen beherrschen und anwenden.

# Ja, Frau Chefärztin - oder bauernschlau ?

*Mario Röhm*

„Ja“, Frau Chefärztin, ich habe verstanden.“ So ein Satz aus meinem Mund, bisher unvorstellbar.

Mein Name ist Frank Bauerling und ich arbeite in einer Kurklinik als Therapeut.

Gerade ist Mittagspause und mich beschäftigen noch die Sorgen von Frau Mehner mit ihren beiden Kindern. Die Familie hat es wirklich schlimm erwischt. Frau Mehner ist eine starke und tapfere Frau. Erst weinte sie noch, aber als sich die Tür hinter ihr schloss, lächelte sie wieder etwa zuversichtlicher. Mein Terminkalender ist immer randvoll, aber doch so organisiert, dass die Patienten davon kaum etwas mitbekommen. Bisher war das so und es war gut.

Dann änderte sich die Wetterlage in unserer Einrichtung. Es wurde spürbar kälter.

Effizientes Qualitätsmanagement, optimierte Therapieziele und ein erheblicher Mehraufwand an Dokumentation überfielen uns alle unvorbereitet. Die Folge: als Personal blieb uns immer weniger Zeit für die Patienten. Innerhalb nur weniger Wochen nahmen Verunsicherung und Frustration ungewohnte Ausmaße an. Selbst Schwester Gisela, sonst stets humorvoll gelassen, war schweigsam, einsilbig geworden. „Schon allein diese Formulierungen machen mir eine Gänsehaut!“, murmelte ich, endlich auf dem Heimweg, murrend vor mich hin. Es war Freitagabend, zwar nicht der dreizehnte, aber es fühlte sich so an.

Heute, am Sonntag, bin ich mit meinem Hund Paul draußen auf den Feldern unterwegs.

Paul hilft mir beim Nachdenken und ich brauche dringend seinen freundschaftlichen Rat.

Es ging so nicht weiter. Vorgestern war ich dermaßen erschöpft, dass ich den gesamten Samstag für nötigen Abstand brauchte. Klar, auch die Anderen schimpfen, aber ich machte mir keine Illusionen, sie würden aus Sorge um ihren Arbeitsplatz schweigen. Dem jungen Mann von früher wäre lange schon der Kragen geplatzt und er hätte nicht geschwiegen. Mit dem Kopf durch die Wand, das versuchte er immer wieder, sicher, meist gewann die Wand, aber doch nicht immer. „Bin ich feige geworden und traue

mich aus Bequemlichkeit nicht mehr zu sagen, was ich meine?“ Paul sah mich aufmerksam an und hörte mir weiter zu. „Nein, feige bin ich nach wie vor nicht“, erkannte ich, nur hilflos und ohne eine Idee.

Also, was kann ich tun?

Mir sind Menschen anvertraut, es geht nicht nur um die eigene Person. Was geschehe mit ihnen, wenn ich mich wie gewohnt offen äußerte? Das Ergebnis wären schärfere Kontrollen und noch weniger Kontakt zu den Patienten. Niemandem wäre so geholfen. Aber ich kann doch einfach nichts sagen. „Kannst du, Herr Bauerling, einfach zwar nicht, aber in diesem Fall macht es Sinn für die Anderen und auch für dich selbst.“

Am Dienstag ist die Besprechung mit der Chefärztin und ich weiß plötzlich, nur eine List wird mir dort helfen. Sie sieht mich als potentiellen Unruhestifter, womit sie manchmal nicht Unrecht hat, aber doch auch als brauchbaren Therapeuten.

Die Sorte Vorgesetzter, die immer die Bestätigung braucht, anders ausgedrückt: die Dame hat in jeder Situation Recht und ihr Wort gilt als Gesetz.

Also werde ich ihr geben, was sie so dringend benötigt. Ein „Ja“ nach außen, doch nicht aus Furcht oder falscher Loyalität, sondern um weiterhin in Ruhe arbeiten zu können. Bis auf diesen einen Satz schwieg ich deshalb am Dienstag und grinste nicht einmal. Die Chefärztin bekam scheinbar ihren Willen. Sie schien sichtlich mit sich zufrieden, demonstrierte ihr eher dünnes Lächeln.

Der herannahende Sturm wandelte sich so in eine zumutbare steife Brise. Meine scheinbare Loyalität verschaffte uns, den Patienten und mir, einen zumindest zeitlichen Erfolg, eine Nische, in der auch für freundliche Worte und Gesten noch Raum bleibt und nicht nur „Haken“ in einer Dokumentenmappe zur Abrechnung bei der Krankenkasse.

# Ein sehnlicher Wunsch

*Heidrun Krehan*

Es waren die letzten Monate des 2. Weltkrieges als ein Kind das Licht der Welt erblickte. Noch vom Geburtsschmerz erfüllt, blickte die junge Mutter zur Hebamme. Die hielt das neugeborene Mädchen kopfüber an einem Bein in die Höhe, um die Körpergröße zu messen. Das empfand die gerade Mama Gewordene unmenschlich, doch sie war noch zu schwach, um Befürchtungen zu äußern. Als sie ihr Kindchen in den Armen hielt, vergaß sie die Szene und war einfach nur glücklich. Klein Helga sah rosig aus und alles schien in Ordnung zu sein.

In der Familie freuten sich alle über das niedliche Mädchen und darüber wie es wuchs und gedieh. Doch lange währte die Freude nicht.

Schon drei Monate später kam der Befehl zur Flucht aus der Heimat. Große Flüchtlingstrecks bildeten sich. Plötzlich war auch die junge Mutter mit ihrem Säugling, von der Familie getrennt, allein unterwegs. Eine harte, entbehrungsreiche Zeit begann. Hunger und Durst waren ständige Begleiter und die Sorgen groß, ihr Kind ausreichend versorgen zu können. Manchmal fand sie unterwegs in verlassenen Häusern noch verwendbare Lebensmittel, die die Not etwas linderten.

Endlich, nach wochenlangem Fußmarsch, mit vielen traurigen Erlebnissen, erreichten die beiden ihr Ziel, an dem sie Mutter und Großmutter in die Arme schließen konnten.

Der 8.Mai war gekommen, das hieß endlich Frieden- die Hoffnung auf bessere Zeiten erwachte. Fast alle Familienmitglieder hatten den Krieg überlebt und bauten sich nach und nach ein neues Zuhause auf.

Die kleine Helga wuchs behütet heran und war augenscheinlich gesund. Sie kam in die Schule, erlernte einen Beruf, heiratete und wurde schließlich selbst Mutter.

Durch die Gewichtszunahme während ihrer Schwangerschaft litt sie nach etwa einem Jahr unter heftigen Schmerzen in ihren Hüften. Laut Röntgenaufnahme wurde festgestellt, dass beide Hüften ausgelenkt und falsch zusammengewachsen waren, wobei die linke Seite stärker betroffen sei. Die Wahrscheinlichkeit lag nahe, dass die Ursache dafür bereits beim Ermitteln von Helgas Größe gleich nach der Geburt entstanden war. Niemand hatte das erkannt,

denn das Kind war immer mobil und klagte nie über irgendwelche Beschwerden. Was aber nun?

Eine Operation stand zum damaligen Zeitpunkt nicht zur Debatte. Konservative Behandlungen, Kuren und Schmerztabletten prägten ihr weiteres Leben, um berufsfähig zu bleiben. Während eines Klinikaufenthaltes riet ein Professor zur Operation der gesünderen, rechten Hüfte. Diese sollte als Standbein für die Zukunft erhalten und verbessert werden. So erfolgten im Abstand von je einem Jahr drei Eingriffe, bei denen die Stellung korrigiert beziehungsweise Knochen versetzt wurden. Es war ein Martyrium, mit großen Schmerzen verbunden und machte das Gehen mit Unterarmstützen unerlässlich. Indes nutzte sich die andere Hüfte weiter ab. Es war unmöglich, mit derart großen Beschwerden zu arbeiten. Deshalb folgte die Invalidisierung.

So vergingen zehn lange Jahre. Eigentlich hätten das die schönsten in ihrem noch jungen Leben sein können. Helga nahm es hin, nicht tanzen und wandern gehen zu können oder sich sportlich zu betätigen. Sie ertrug alles mit Geduld, ohne ihren Humor und die Freude am Leben zu verlieren. Familie und Freunde unterstützten sie dabei nach besten Kräften. Zudem hegte sie immer die Hoffnung, die Zeit „arbeitet“ für sie. So kam es dann auch.

Als Deutschland vereint wurde, eröffneten sich auf dem Gebiet der Orthopädie neue Möglichkeiten. Voller Optimismus stimmte Helga einer Operation an der linken, der schmerzhafteren, stark veränderten, Hüfte zu. Es gab keine Komplikationen. Schon nach einem halben Jahr konnte sie schmerzfrei, allerdings nur mit einer Unterarmstütze, laufen. Trotzdem war sie unternehmungslustig. Sie wollte die entbehrungsreiche zurückliegende Zeit vergessen und beschloss, etwas Neues zu beginnen, nämlich auf Reisen zu gehen.

So flog sie eines Tages mit ihrer Freundin nach Tunesien. Wärme und Wasser, Hammam und Sauna sowie individuelle Massagen trugen zu ihrem Wohlbefinden bei. Als ihr Masseur erkrankte, wurde er von einem Hotelarzt vertreten. Dieser begann an ihren Gliedmaßen zu zerren, zu schütteln und zu kneten, so dass Helga Angst um ihre neue Hüfte bekam. Der Arzt schmunzelte nur und sagte, er hätte das längst gesehen und wisse, was er tue. Dann erfragte er, wie lange ihre Operationen zurückliegen und weshalb sie noch mit Stock gehe. Helga beantwortete seine Fragen und erklärte ihm, dass es ihr nicht am guten Willen mangle, sondern



dass ihr einfach die Kraft fehle. Daraufhin riet ihr der Arzt, sich mit dem Professor des nahe gelegenen Krankenhauses zu einem Gespräch zu treffen. Er selbst assistiere diesem bei Operationen und wisse, dass seine Patienten kurze Zeit nach dem Eingriff Spritzen bekämen und danach wieder ohne Hilfsmittel gehen könnten. Helga wollte das kaum glauben, doch die Vorstellung, wieder ohne Gehhilfe laufen zu können, löste in ihr eine unbeschreibliche Euphorie aus. Sie konnte kaum noch an etwas Anderes denken. Allerdings kamen auch Zweifel auf, ob sie ein solches Wagnis, in einem fremden Land, wirklich eingehen sollte. Wäre das nicht in Deutschland ebenso möglich? Werden bei jedem Patienten neue, sterile Spritzen verwendet? Was ist, wenn sich Beschwerden zeigen oder sich alles verschlimmert? Die Chance war jedoch so groß, als dass sie sie ungenutzt verstreichen lassen wollte.

Zwei unruhige Tage vergingen. Dann konsultierte sie zusammen mit ihrer Freundin den Assistenzarzt und den Professor. Alle Ängste wurden zerstreut. Helga setzte jetzt alles auf eine Karte und willigte ein, wenn sie Einwegspritzen bekäme. Das versprach man ihr. Trotz allem hatte sie eine unruhige Nacht.

Am nächsten Morgen erschien der Assistenzarzt. Er sah Helga die Erregung an, nahm ihr die Unterarmstütze ab und deponierte sie in der äußersten Zimmerecke. Mit einem Lächeln meinte er in seinem gebrochenen Deutsch: „Die du nicht mehr brauchen.“ Er verabreichte ihr die erste Spritze muskulär ins Gesäß und blieb neben ihr sitzen. Nach zehn Minuten sollte sie aufstehen, doch sie weigerte sich vehement, es ohne den Stock zu tun. Widerstrebend und nur nach Helgas eindringlichen Bitten gab er nach. Dann verabschiedete er sich bis zum nächsten Tag.

Helga „sammelte“ sich erst noch ein wenig, ehe sie zu ihrer Freundin gegen wollte, die gespannt am Hotelpool auf sie wartete. Wie selbstverständlich ergriff sie ihren Stock und ging die Treppe hinunter. Sie verspürte etwas Seltsames. Sie hatte das Gefühl als ob sie von unsichtbarer Hand angehoben würde. Es war so eine Leichtigkeit, die sie einfach überraschte. Sollte das tatsächlich schon die Auswirkung der Spritze sein?

Nach etwa einer Stunde begannen beide ihren üblichen Strandspaziergang. Helga dort, wo der Strand durch das ans Ufer gespülte Wasser fester war, damit der Stock nicht einsinken konnte und ihre Freundin im lockeren, warmen Sand. Plötzlich rief Helga ihrer Freundin mit erhobenem Stock zu: „Schau mal, den brauche

ich tatsächlich nicht mehr“! Erschrocken, noch etwas ängstlich und überrascht, freute sie sich mit Helga, aber warnte sie, nicht zu wagemutig zu sein. Sie konnten es beide noch nicht glauben, was da geschehen war. Nach dem Abendessen besiegelten sie diese freudigen Neuigkeiten mit Sekt und wagten sogar einen Tanz miteinander.

Die zweite und dritte Spritze folgten und festigten ihren sicheren, festen Gang. Schon am darauf folgenden Tag traten die beiden ihre geplante Reise in die Wüste an. Vorsorglich nahm Helga ihren Stock mit, doch sie benutzte ihn seitdem nicht wieder.

Manchmal denkt sie noch an das rätselhaft fragende Gesicht ihres Ehemannes zurück, der ihren Stock bei der Begrüßung am Flughafen am Koffer befestigt sah. Er bewunderte Helgas Mut, diesen Schritt gewagt zu haben und freute sich natürlich riesig über den Erfolg.

Es dauerte noch beinahe ein Jahr, dass Helga beim Aus-dem-Haus-Gehen glaubte, etwas vergessen zu haben, so sehr hatte sie sich in den vielen Jahren an ihren ständigen „Begleiter“ gewöhnt. Das war jedoch das kleinste Übel. Es überwog vielmehr die Freude darüber, dass das kaum für möglich Gehaltene Wirklichkeit wurde. Ihr Leben hatte eine unvorhersehbare, positive Wende genommen. Sie konnte wieder laufen.

# Luftpost

*Hellmut Güttler*

Heiner, ein Junge von knapp zehn Jahren, hielt den schönen weißen Luftballon mit der Aufschrift „Ich liebe den Frieden und die Taube, die darauf gemalt ist. Heiner aus Deutschland.“ Er küsste ihn ganz zart, bevor er den Ballon unter dem Jubel einiger Kinder in den strahlendblauen, sonnenüberflutenden Himmel aufsteigen ließ. Höher und höher stieg er, wurde klein und immer kleiner, bis ihn die Schar der Schaulustigen am Ufer mit den vielen Strandkörben, der schönen Promenade und den Hotels aus den Augen verlor.

Heiner war für sein Alter ein kluger Denker und hatte schon einige Erfindungen gemacht. In diesem Luftballon, der eine kleine Plastikflasche im Inneren mitführte, war eine winzige Botschaft versteckt. Den Ballon hatte sein Vater mit Gas gefüllt. Heiner hoffte so sehr, der würde in einer gewissen Höhe zerplatzen und die Flasche käme samt Inhalt irgendwo auf unserer Erde zum Landen.

Doch Zeit verfliegt sehr schnell. Heiner wuchs heran. Er beendete erfolgreich die Schule, machte das Abitur, absolvierte die Universität, wurde Ingenieur und Erfinder. Und es kam die Familie, die sein Leben total veränderte. Sein ganzes Glück waren Ehefrau Elfriede und seine Kinder Lisa und Paul, sechs und elf Jahre alt. An den Ballon dachte er schon lange nicht mehr.

Doch Glück und Freude bedürfen oft nur einer Kleinigkeit um noch größer zu werden. Paul, den alle nur „Paulchen“ nannten, weil er so ein netter Junge war, lief eines Morgens zum Postkasten und fand darin einen Brief, dessen Umschlag mit einigen bunten Marken bestückt war. Aufgeregt lief er zum Vater, der im Gartenhäuschen an einer kleinen Drehbank arbeitete. „Lege das bitte dort auf den Stuhl. Ich habe jetzt keine Zeit.“ Doch Heiner bettelte: „Ach, Papa, sei so lieb und mach den Brief gleich auf. Ich möchte gern die Marken haben.“ Und so öffnete der Vater den Brief und entnahm einen Bogen, der in einer fremden Sprache beschrieben war. Paulchen flitzte wie ein Wiesel mit dem Kuvert ins Haus zur Mutter.

Nun war der Vater doch neugierig geworden. Er ließ die Arbeit sein und fuhr ins Institut, seine Arbeitsstätte. Einige Kollegen

schauten sich den Briefbogen an, doch auch sie konnten mit den fremden Wörtern nichts anfangen. „Seltsam“, bemerkte ein älterer Kollege. „Eine wichtige Sache würde niemand mit der Hand auf so einfaches Papier schreiben.“ Da gesellte sich ein fremder Mitarbeiter zur Gruppe, schaute über die Schulter und bemerkte: „Ein interessantes Schriftstück. Ich bin Brasilianer und das Geschriebene ist Portugiesisch. Es ist die Information über etwas Ungewöhnliches.“ „Das ist doch nicht möglich“, wunderte sich Heiner mit einer gewissen Vorahnung. „Aber ja, aufgrund des beigefügten Absenders konnte der Finder antworten und diesen Brief senden.“

„Könnten Sie das Schreiben in Stichpunkten gleich mal übersetzen?“, bat Heiner. „Sehr gern.“ Der ausländische Mitarbeiter begann: „Dankeschön, lieber deutscher Freund Heiner. Deine Flaschenpost ist angekommen. Ich habe die sehr kleine Flasche am Strand von Rio gefunden. Da ich sie anfangs in meinen Müllsack werfen wollte (ich helfe mit den Strand sauber zu halten), entdeckte ich darin eine winzige Papierrolle, deren Botschaft ich natürlich sofort erfahren wollte. Nun bin ich dankbar und überglücklich, diesen schönen Inhalt zu besitzen. Wahrscheinlich warst du noch ein Kind, als du diese Flasche auf die Reise geschickt hast, deshalb nenne ich dich auch mein lieber Amigo. Deine Nachricht, die ich mir von Freunden übersetzen ließ, hat Weltbedeutung. Die schönste Taube ist die Friedenstaube von Picasso, die du sehr gut nachgestaltet hast.

Dein Text: ‚Ich bitte um Frieden. Es ist mein sehnlichster Wunsch für unsere Heimat, den schönen Planeten Erde. Diesen Wunsch richte ich an alle Regierungen der Länder, die es in unserer Welt gibt. - Heiner aus Deutschland. 10 Jahre alt.‘ Bravo, mein Amigo, es ist alles gesagt. Deine Post habe ich am 24. Dezember in die Hände bekommen. Es war für mich ein großes Weihnachtsgeschenk. Ich habe deine Worte gleich mehrfach kopiert und werde sie meinen Freunden, die fast alle in der Friedensbewegung aktiv sind, zuschicken. Diese Botschaft soll in die Welt gehen und möglichst vielen Menschen die Hoffnung auf ein Leben in Frieden und Glück stärken. Wir geben die Hoffnung nicht auf. Eines Tages wird unsere geliebte Mutter Erde ein Planet des Friedens sein. Eine Vision? Gewiss. Aber auch eine Vision kann Wirklichkeit werden!

Herzliche Grüße, Amigo  
Ronaldo de Jesus Farè  
Friedensaktivist aus Brasilien"

# Ein mutiges Mädchen

*Irene Birkfeld*

Ein neues Schuljahr hatte begonnen. Lisa freute sich, sie war jetzt in der sechsten Klasse. Und sie freute sich auf ihre Mitschüler, die sie so lange nicht gesehen hatte. Die meisten waren mit ihren Eltern im Urlaub in fernen Ländern und würden viel zu erzählen haben. Lisas Mutter hatte dafür nicht genug Geld, es reichte gerade so zum Leben. Dem Mädchen machte das nichts aus. Es hatte genügend Hobbys gegen die Langeweile. Seit Beginn der Ferien gehörte auch Karate dazu. Mit großer Begeisterung nahm sie an diesem Kurs teil und ihr Trainer lobte sie für ihre Geschicklichkeit und ihre Ausdauer, worauf sie sehr stolz war.

Als sie am ersten Schultag in die Klasse kam, bemerkte sie sofort zwei neue Gesichter. Eines gehörte einem Jungen, den sie schon kannte. Er war ihr schon öfter in den Pausen unangenehm aufgefallen. Seine vorlaute, großsprecherische Art missfiel ihr und auch äußerlich konnte sie ihm nichts Schönes abgewinnen. Er war ziemlich dick und erinnerte sie mit seinem rosigen, verschwitzten Gesicht, den rötlich-blonden Haaren und den wässrigen blauen, hell bewimperten Augen an eins der Schweinchen auf dem Hof in ihrer Nachbarschaft. Außerdem war er sicher nicht besonders intelligent, sonst wäre er ja wohl nicht sitzen geblieben. Allerdings schien die Familie recht begütert zu sein. Dafür sprachen seine ständig wechselnden, sehr teuren Markenklamotten und sein kostspieliges Smartphone. Vielleicht war das der Grund für sein angeberisches Verhalten.

Der andere Neue war das ganze Gegenteil von Kevin – sehr schlank, beinahe dünn. Er hatte dunkles, lockiges Haar und schwarze Augen, die sich scheu und unsicher im Raum umsahen. Lisa betrachtete ihn sehr aufmerksam und dachte bei sich: ein hübscher Junge, aber sicher nicht von hier. Sie hatte schon viele traurige Geschichten gehört über Flüchtlinge und Asylsuchende. Sie kannte aber die Meinung vieler Deutscher, dass diese Leute hier nicht hergehörten, dass sie die schönsten Wohnungen und eine Menge Geld bekämen, dass durch sie die Kriminalität zunehmen würde und die Deutschen im eigenen Land nicht mehr sicher wären.

Lisa wusste, was sie von solchen Äußerungen zu halten hatte. Ihre

Mutter und deren Bekannte hatten oft darüber gesprochen. Ein Blick auf den dicken Kevin ließ nichts Gutes ahnen. Mit eindeutigen Blicken und Gebärden versuchte der, Gleichgesinnte um sich zu scharen und mit Ausdrücken wie „Kanaken“ und „Schmarotzer“ Stimmung gegen den neuen Mitschüler zu machen.

Die Tür ging auf und die Lehrerin betrat den Klassenraum. Spontan setzte sich Lisa auf den freien Platz neben dem Jungen. Sie hatte gerade noch Zeit zu sagen: „Hallo, ich heiße Lisa und du?“ „Jamal“ bekam sie zur Antwort und ein dankbares Lächeln huschte über sein Gesicht.

Die Lehrerin begrüßte die Schüler und stellte ihnen die beiden Neuen vor. „Kevin dürfte euch zur Genüge bekannt sein, er wiederholt die sechste Klasse und ich hoffe, dass er es diesmal schafft. Jamal ist mit seinen Eltern aus dem Libanon zu uns gekommen. Er hat in den letzten Wochen schon sehr gut gelernt, Deutsch zu sprechen. Wir werden uns gemeinsam viel Mühe geben, ihm die Eingewöhnung zu erleichtern.“ Aus Kevins Ecke kam ein boshaftes Lachen. „Typisch, die Kanaken kriegen eine Sonderbehandlung!“ „Kevin, wenn du auch eine Sonderbehandlung möchtest, dann empfehle ich dir Nachhilfestunden. Dein Vater kann sich das sicher leisten.“ Das war unprofessionell und die Lehrerin ärgerte sich über sich selbst, aber dieser Kevin konnte einen schier zur Verzweiflung bringen. Sie nahm sich trotzdem vor, diesen Störenfried im Auge zu behalten.

In der Hofpause passierte dann, was Lisa befürchtet hatte. Kevin stand mit drei anderen Jungen etwas abseits und redete auf sie ein. Dabei deutete er immer wieder in die Richtung, in der Jamal und Lisa auf einer Bank saßen und sich unterhielten. Dann setzte sich die Viererbande in Bewegung. Mit hochrotem Kopf und geballten Fäusten baute sich Kevin vor ihnen auf. „He, Kanake, was willst du hier bei uns? Hau ab, dahin wo du hergekommen bis. Wir brauchen keine Ausländer in Deutschland.“ Er sah sich um nach seinen drei Kumpanen, aber die hielten sich zurück.

Jamal stand auf und sagte sehr ruhig und mit fester Stimme: „Du machst mir keine Angst, ich habe schon Schlimmeres erlebt.“ Lisa hatte sich auch erhoben, trat dicht an Kevin heran und gab ihm einen Stoß gegen die Schulter. „Tickst du noch ganz richtig, du Feigling. Du bist ja noch viel dümmer, als ich dachte!“ Für einen kurzen Moment schien Kevin fassungslos zu sein. Dann holte er aus und wollte Lisa einen Schlag ins Gesicht versetzen. Doch dank Karate wehrte sie den Schlag ab. Kevin war außer sich vor Wut und plötzlich hielt er ein Messer in der Hand. Lisa wusste sofort,

was sie tun musste. Derartige Situationen hatten sie mehrfach im Karatekurs trainiert. Ein Griff, ein Ruck und Kevin lag vor ihr auf dem Rücken. Das Messer rutschte einige Meter über den Kies.

Inzwischen waren andere Kinder heran gekommen und klatschten Beifall. Auch die Lehrerin hatte sich eingefunden und reichte Lisa die Hand. „Das war sehr mutig, Lisa, aber es war auch gefährlich. Es hätte schlimm ausgehen können. Kevin wird sich dafür verantworten müssen.“ Die Klassensprecherin umarmte Lisa und gratulierte ihr zu dieser „Heldentat“, wie sie es nannte. „Wir sind stolz auf dich und wir alle wollen Jamal helfen sich einzugewöhnen.“

# In der Fremde

*Mario Röhm*

das Wir  
im Lande des Abends  
ist kühl  
und eher ein  
Ihr da

Ihm fehlt wohl  
die wärmende Sonne  
die jeden Morgen  
mit einem Lächeln begrüßte

aber nun ist Krieg  
das siebte Jahr schon  
und so braucht unsereiner  
selbst im Sommer  
hier in der Fremde  
Mantel Mütze und Schal

die Wege nach hier  
furchtbar waren  
Jasmin meine Tochter  
hat fast jede Nacht  
frieren müssen  
sich in den Schlaf geweint  
erst hinter der Grenze  
brachten sie uns Matratzen

Was wird werden mit dir  
Jasmin mein Töchterchen  
den Bomben sind wir entkommen  
aber wirst du weniger weinen  
morgen und übermorgen  
ist die Sonne dieses Landes  
warm genug für dich



# O je, wie peinlich

*Irene Birkfeld*

Nachdem die Wohnung in der ersten Etage frei geworden war, kursierten im Haus die Gerüchte über mögliche künftige Nachmieter. „Die setzen uns bestimmt so eine Ausländerfamilie rein. Dann ist es aus mit der Ruhe und Ordnung in unserem Haus. Man hört doch jeden Tag, wie die sich benehmen. Und was die alles kriegen - den kompletten Hausstand mit allen technischen Raffinessen. Und über kurz oder lang landet das alles auf dem Müll, weil die ja damit gar nicht umgehen können.“

Mit solchen oder ähnlichen Äußerungen zerrissen sich die ehrenwerten Mieter des Hauses die Mäuler. Es gab aber auch Stimmen der Vernunft. „Wartet doch erst einmal ab. Noch wissen wir ja gar nicht, wer da einzieht. Und wenn es Ausländer sind, na und, die werden euch schon nicht fressen. Irgendwo müssen sie ja wohnen. Auf jeden Fall solltet ihr die Ruhe bewahren.“

Nach knapp zwei Wochen war es dann soweit. Ein Möbelwagen stand vor der Tür und eine ganze Menge Leute trugen ein Möbelstück nach dem anderen in die Wohnung. Unter diesen Fremden waren auch zwei Kinder und eine jüngere Frau mit einem Kopftuch. Eine ältere Frau kommt von draußen herein, drängelt sich an den Möbelträgern vorbei und bleibt auf der Treppe stehen. Als sie nach einiger Zeit in der jüngeren Frau mit Kopftuch die neue Mieterin zu erkennen glaubte, rief sie ihr zu: „Hallo, ich hier wohnen, oben. Ich heiße Majewski. Du Treppe putzen, wenn fertig!“ Die Angesprochene sah sie aufmerksam an und dann sagte sie: „Ich habe Sie verstanden. Aber warum sprechen Sie so komisch, sind Sie keine Deutsche?“ Darauf war die Frau Majewski nicht gefasst. Ihr blieb vor Verblüffung der Mund offen stehen. Ohne weitere Worte drehte sie sich um und verschwand nach oben.

Hinter den Gardinen fast aller Fenster des Hauses beobachteten die Nachbarn die Vorgänge voller Misstrauen. Nach einigen Stunden war der Möbelwagen verschwunden und in der neu bezogenen Wohnung Ruhe eingekehrt – nicht aber bei den alteingesessenen Mietern. „Wir haben es ja gleich gesagt – Ausländer und noch dazu mit zwei Kindern. Wird nicht lange dauern, dann bekommt sie ein drittes und ein viertes. Das kennt man ja, die hecken wie die Karnickel. Dann leben die vom Kindergeld und brauchen nicht zu

arbeiten. Da können wir uns auf was gefasst machen. Wie die Treppe aussieht, das sagt ja schon alles.“

Die Mieterin der gegenüber liegenden Wohnung gehörte zu den Wenigen, die sich nicht an den Hetztiraden beteiligt hatte. Am Abend klingelte es an ihrer Tür. Als sie öffnete, stand die neue Mieterin davor. „Guten Abend, Frau Reimann“, sagte sie lächelnd und mit einem leichten ausländischen Akzent. „Ich bin die Frau Arslan, wir sind ihre neuen Nachbarn.“ Frau Reimann wusste nicht so recht wie sie mit der Situation umgehen sollte, dann reichte sie der Fremden die Hand und bat sie einzutreten, doch die wehrte ab. „Nein, nein, ich wollte mich nur vorstellen – es gibt noch sehr viel zu tun für mich.“ „Dann sage ich ‚Willkommen‘ hier im Haus und hoffe auf eine gute Nachbarschaft.“ „Danke“, sagte Frau Arslan, „und die Treppe mache ich gleich morgen früh sauber.“ Frau Reimann war angenehm überrascht und schämte sich für die anderen Hausbewohner.

Als sie am nächsten Morgen ihre Wohnung verließ, bemerkte sie, dass die Treppe schon gereinigt war und Frau Arslan ihre Kinder gerade zur Schule bringen wollte. „Guten Morgen“, grüßte Frau Reimann, „haben Sie gut geschlafen?“ Und zu den Kindern sagte sie: „Wenn ihr Probleme mit der Sprache habt, kann ich euch ja Nachhilfe geben.“ Die Mutter lächelte und meinte: „Das wird nicht nötig sein. Murad ist sehr gut in der Schule und er spricht fehlerfrei deutsch. Auch die englische Sprache spricht er fließend. Wir sind ja schon zwei Jahre in Deutschland.“ Frau Reimann senkte beschämt den Kopf und fragte sich, wie lange wohl die Kinder ihrer Nachbarschaft für eine solche Leistung brauchen würden.

# Nur ein Traum

*Irene Birkfeld*

Im Traum hab ich ein Land gesehen,  
in dem die Menschen glücklich waren.  
Ein warmer Wind ließ ihre Kleider wehen.  
Sie trugen Blumen in den Haaren.

Kinder spielten sorglos miteinander Fangen,  
hell und unbekümmert klang ihr Lachen.  
Ich hörte, dass sie fröhlich Lieder sangen  
und musst' in meinem Traum mir keine Sorgen machen.

Auch alte Menschen sah ich in der Sonne auf den Bänken  
ihren wohlverdienten Ruhestand genießen,  
sah andre ihnen freundlich warme Blicke schenken  
und die Jungen sie respektvoll grüßen.

Es gab auch einige, die anders waren,  
anderssprachig und mit dunkler Haut,  
mit braunen Augen und mit schwarzen Haaren,  
doch niemand hat sie voll Verachtung angeschaut.

Als ich von diesem schönen Traum erwacht  
mich wieder in der Wirklichkeit befand,  
hab ich noch lang darüber nachgedacht:  
ach, wär's doch nur ein bisschen so in unsrem Land.

## **Unsere Autorinnen und Autoren**

### **Irene Birkfeld**

Jahrgang 1939

Vor mehr als achtzig Jahren als Kriegskind geboren  
und eigentlich auch schon verloren.

Der Start in die Schule dennoch gut gelungen.

Hab alles Geschriebene mit Inbrunst verschlungen.

Später Wut und Empörung von der Seele geschrieben,  
Kummer und Sorgen beim Schreiben vertrieben.

Vier Kinder geboren und groß gezogen –  
wegen Staatsnähe Zweiundneunzig aus der Arbeit geflogen.

Seitdem geht's mir gut, warum sollte ich lügen.

Das Schreiben geschieht nur noch zum Vergnügen.

Zur Schreibwerkstatt gehör ich seit sie besteht,  
weil man mich dort anregt und berät.

### **Dr. Dr. Jan Bretschneider**

Jahrgang 1938 - verstorben 2017

Die Liebe zu Büchern begleitete ihn durch sein gesamtes Leben, beruflich und in der Freizeit. Durch seine Arbeit als Lehrer, Dozent, Lektor und Autor, vorwiegend in den Bereichen Naturwissenschaften und Philosophie, schätzte er Sprache mit all ihren Möglichkeiten. Er setzte sie kreativ, ausdrucksstark, humorvoll und intelligent ein, um zu informieren, zu begeistern, zu unterhalten und Denkanstöße zu geben.

In der Schreibwerkstatt sah er die Möglichkeit, Impulse zu setzen, produktiv zu sein, Ideen weiterzuentwickeln und etwas für sich mitzunehmen. Dabei schätzte er den kreativen Gedankenaustausch mit Gleichgesinnten und die freundliche und unkomplizierte Atmosphäre

## **Hellmut Güttler**

geb. 30.12.1932 in Kleinneußlitz bei Oschatz

Besuch der Grundschule; Lehrzeit als Maler; 1950 erste Arbeitsstelle in Erlabrunn (Aufbau Krankenhaus für Bergbauarbeiter), bei der SAG, 1952 umbenannt in SDAG (Sowjetisch-Deutsche AG (SDAG), Arbeit zur Errichtung eines Werbebereichs;

1956–1992 Werbegestalter und Siebdrucker im Kombinat „Schwarze Pumpe“; 1963–1967 Besuch der Spezialschule für künstlerisches Volksschaffen in den Bereichen Malerei und Grafik (Fernstudium); im Anschluss bis 1987 Mitglied im Plastikzirkel „Schwarze Pumpe“

Bereits in dieser Zeit verfasste er in seiner Freizeit Geschichten und Gedichte. Zur Schreibwerkstatt fand er 2017 durch eine Bekanntmachung des Vereins „Bürgertreff Weimar-Nord e.V.“. Die Mitteilung klang interessant und machte neugierig. Er suchte und fand Gleichgesinnte beim Schreiben als Wiedereinsteiger und ein kreatives Hobby, dass ihm nicht nur Freude bringt, sondern auch weitere Impulse für das Frischhalten des Geistes.

## **Brunhilde Jentsch**

Jahrgang 1938, verheiratet, 3 Kinder, 7 Enkel, 9 Urenkel

Schreiben und Lesen waren schon immer mein Hobby. Lesen lenkt mich ab, wenn es mir mal nicht gut geht, es macht mich neugierig und aktiviert meinen Geist. Ebenso geht es mir beim Schreiben. So schreibe ich unter anderem über die Kriegs- und Nachkriegserlebnisse meines Mannes, der aus Schlesien stammt. Anregungen fand ich auch durch meine Tätigkeit als Reisebegleiterin in Berichten zu Land und Leuten und Kurzgeschichten über zahlreiche Erlebnisse mit Gästen. Das betrifft ebenso private Reisen.

## **Ursula Kauert**

Jahrgang 1943, verwitwet, 2 Söhne, 2 Enkel

Seit 2007 wohne ich in Weimar-Nord. Ich suchte im neuen Umfeld nach einer Tätigkeit, die mich ausfüllen könnte. Durch einen Flyer wurde ich auf die Gründung des Vereins „Bürgertreff Weimar-Nord“ und seinen Angeboten aufmerksam. Für eine Familienchronik, die ich zu Hause schrieb, erhoffte ich mir von dort Unterstützung. Meine Erfahrungen als Bibliothekarin hätte ich gern in die Vereinsarbeit eingebracht. Mit diesen Überlegungen kam ich im Januar 2012 zum 1. Treff in die Schreibwerkstatt und wurde eines der Gründungsmitglieder. Am liebsten schreibe ich über Erlebtes, fand aber auch Zugang zu anderen Themen. Ich schätze unsere Gemeinschaft, unsere wertvollen Gespräche und die ungezwungenen Zusammenkünfte.

## **Heidrun Krehan**

Jahrgang 1944, verheiratet, ein Sohn, ein Enkel

Schon während der Schulzeit las ich viel, schrieb gern Aufsätze und verfasste zu verschiedenen Anlässen Reime und kleine Gedichte. Später fand ich Gefallen daran, Erlebnisse und Reiseberichte zu dokumentieren. Als Lehrerin unterrichtete ich unter anderem das Fach Deutsch.

Nach 1989 arbeitete ich an der „Akademie für Redenschreiben“ Weimar mit und wurde tätig bei der Gründung der Debattierklubs an den Weimarer Gymnasien.

Eine langjährige Teilnehmerin an der Schreibwerkstatt weckte in mir das Interesse, selbst tätig zu werden. Mit Worten lässt sich unser gesamtes Leben von Freude über Empfindungen bis hin zur Trauer ausdrücken und niederschreiben – für mich selbst und für Andere.

Das hat mich bewogen in dieser Gruppe mitzuwirken

## **Ilse Kurtz**

Jahrgang Jahrgang 1929

seit früher Jugend enge Beziehung zu Büchern und Freude am Lesen; eigenes Schreiben war lange Zeit berufsbedingt auf Fachtexte beschränkt. (Lehrbriefe, Analysen, Beurteilungen) Kontaktaufnahme zur Schreibwerkstatt in Weimar-Nord in der Rentnerzeit.

Die „Schnupperstunde“ gefiel mir wegen der schöpferischen Atmosphäre und dem offenen Miteinander in der Gruppe. So entschied ich mich zur weiteren Teilnahme.

Ich wollte in der Gemeinschaft die Vielseitigkeit des Schreibens probieren und die breite Palette von Genres und Themen in eigenen Texten umsetzen. Durch das Schreiben erweiterte sich meine Sichtweise auf das eigene Leben, mein Umfeld und gesellschaftliche Entwicklungen. Ich schätzte und genoss das vertrauensvolle Verhältnis und den Spaß, an dem es auch nicht fehlte.

## **Mario Röhm**

Jahrgang 1960

aufgewachsen in Bad Berka im Ilmtal

nach dem Abitur Ableistung des Militärdienstes; das Resultat: mein Pädagogikstudienplatz wurde mir seitdem verwehrt; erste Schreibversuche

Tätigkeiten als Holzfäller, Lagerarbeiter, Hilfsaltenpfleger folgten

1996 Abschluss als Krankenpfleger, nachfolgend ein Studium der Musiktherapie

Ich arbeite in Kinder- und Jugendeinrichtungen sowie in Altenheimen

Warum ich schreibe und male: Erlebtes in eine Form bringen hilft mir es zu verarbeiten.

## **Waltraut Teichmann**

geb. 1938, verheiratet, 4 Kinder

Schon in meiner Schulzeit schrieb ich gern Aufsätze und wirkte an der Gestaltung von Wandzeitungen mit. Meine Artikel wurden gern gelesen.

Anlässlich einer Feier stellte eine Gruppe von Senior:innen aus Weimar-Nord in unserem Ortsteil eigene Texte vor. Das Programm gefiel mir gut und erinnerte an meine ersten Schreibversuche. So kam ich in diese Gruppe.

Jetzt schreibe ich vor allem über Erlebtes, mal nachdenklich, kritisch, hin und wieder mit einer Prise Humor und manchmal sogar ein Gedicht.

## **Gudrun Wolfram**

Jahrgang 1948, geboren in Oettern / Thüringen,  
aufgewachsen in und um Weimar, verheiratet, 2 Söhne,  
2 Enkel

Frühe Neigung zum Schreiben. Sporadische Schreibversuche im Jugendalter. Ab 2002 wird das geschriebene Wort zur ernsthaften Freizeittätigkeit in der VHS-Schreibwerkstatt Weimar.

Die dort über Jahre gesammelten Erfahrungen helfen mir bei der Anleitung unserer 2012 ins Leben gerufenen Schreibwerkstatt für Senioren.

Neugier auf Interessantes und Interessierendes, Bewegendes und Bewegtes bestimmen meine Texte. Ich verfasse vor allem Kurzgeschichten, experimentiere aber auch gern mit verschiedenen Formen von Lyrik. Ich finde es spannend, wenn aus einer Idee, eigenen Gedanken und Gefühlen Texte entstehen, die meine Sicht auf Vergangenes und Gegenwärtiges zeigen. Dieser Austausch tut mir einfach gut.